

I. Sprache und Gesellschaft: Zum Gebrauch des Bairischen heute

1. *Die Beliebtheit des Bairischen*

„Man kann sagen, daß unter den deutschen Dialekten unser bayrischer einer der beliebtesten, wenn nicht gar der beliebteste ist.“ Diese Feststellung trifft Johann Lachner am Anfang seiner bekannten „999 Worte Bayrisch“ [92]. Tatsächlich ist es so, daß sich das Bairisch-Österreichische mit dem Hamburgischen und Rheinischen in die ersten Plätze der Beliebtheitsskala deutscher Dialekte teilt (München 15 %, Wien 19 %, Hamburg 18 %, Köln 16 %; [18], S. 136). Aber diese Beliebtheit ist eine zweischneidige Sache: Es ist ein Urteil von außen, und nicht immer sind die Gründe dafür so, daß sie dem Einheimischen gefallen können. Denn dahinter steht häufig ein pauschales und oberflächliches Urteil über das Ferien- und Reiseland Bayern und seine Bewohner. Und deren Sprache, so glaubt man nur zu oft, sei das „zünftige“ Oberbayerisch, das man bei touristisch vermarkteter Folklore, bei Jodeln und Schuhplatteln, zu hören bekommen hat. In dem Wohlwollen dem bairischen Dialekt gegenüber steckt nicht selten auch ein Stück Herablassung gegenüber seinen Sprechern.

Die Bayern sind nach den statistischen Daten, die im folgenden noch zur Sprache kommen werden, bei weitem der dialektfreudigste Stamm in der Bundesrepublik Deutschland. Etwa 80 % der Bevölkerung des Freistaats geben an, Dialektsprecher zu sein.

2. *Wer spricht Bairisch?*

Vergleicht man zwei Umfrageergebnisse, die von Meinungsforschungsinstituten 1966 (Allensbach) und 1975 (Infratest) als Repräsentativerhebung durchgeführt wurden, so scheint es nicht nur so, als gelte für den Freistaat Bayern das uralte Gerücht vom Dialektschwund nicht, sondern als nehme der Gebrauch der Mundarten (Bairisch, Fränkisch, Schwäbisch) sogar noch zu. Erhielten die Allensbacher auf ihre Frage: „Können Sie eine Mundart, einen

Dialekt sprechen?“ von nur 57 % der befragten Bundesbürger die Antwort „Ja“ (und weitere 12 % trauten sich noch „ein wenig“ Dialektkenntnisse zu), so bekannten sich schon damals 71 % der Bewohner des Freistaats uneingeschränkt zu ihrer Mundart, und weitere 12 % gaben an, sie beherrschten sie „ein wenig“. Als die Infratestes rund zehn Jahre später an die Türen von etwa 2000 repräsentativ ausgewählten Bayern im Alter ab 15 Jahren klopfen und rundheraus fragten: „Sprechen Sie Dialekt?“, konnten sie stattlichere Ergebnisse nach Hause tragen: 78,5 % aller Befragten (in Altbayern, Franken und Schwaben) beantworteten die erste Frage dieses „Bayerischen Dialektzensus“ schlichtweg mit „Ja“, und 14,5 % kreuzten „ein wenig“ an.

Die Münchner Forscher, die die Infratest-Umfrage als Teil eines von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) finanzierten Projekts „Dialekt als Sprach- und Leistungsbarriere im bayerischen Dialektgebiet“ (Leitung: Kurt Rein; vgl. [109; 111]) durchführen ließen, reagieren eher vorsichtig bei der Interpretation der jeweiligen Befragungsergebnisse: Zum einen könnte die leicht unterschiedliche Fragestellung an den verschiedenen Zahlen schuld sein; zum anderen fällt die 1975er Befragung in eine Zeit, in der die Dialektrenaissance (ablesbar etwa an der einsetzenden Welle der Mundartliteratur) manchem Sprecher, der vorher seinen Dialekt geleugnet hatte, sein Bekenntnis zum Mundartgebrauch erleichterte. Unbestreitbar ist jedoch in beiden Fällen, daß die Mundartverwendung in Bayern im Vergleich zu anderen Bundesländern eine Sonderstellung einnimmt.

Nimmt man nur die Ergebnisse der direkten Befragung, so verteilt sich der Dialektgebrauch in Bayern folgendermaßen: 40,6 % der Staats-Bayern sprechen Bairisch; genauer: 33,8 % benützen einen mittelbairischen Dialekt (Ober- und Niederbayern) und 6,8 % verfügen aktiv über die nordbairische Varietät (Oberpfalz). 8 % der Befragten gaben an, irgendeinen anderen deutschen Dialekt zu sprechen; 2,5 % Mischdialekte (z. B. Schwäbisch-Bairisch); nur 5,4 % sprechen, den eigenen Angaben nach, keinen Dialekt.

Nach Dialekträumen aufgegliedert, ergibt sich für die Antworten auf die Frage: „Sprechen Sie Dialekt?“ für Bayern folgendes Bild: 81 % („ja“)/13 % („ein wenig“) im bairischen, 75 %/17 % im schwäbischen und 77 %/16 % im fränkischen Sprachgebiet.

Zusammenfassend läßt sich feststellen: Die Altbayern (in Ober-

und Niederbayern und der Oberpfalz) schätzen ihre angestammte Mundart noch etwas höher als die „Neubayern“ (Franken und Schwaben).

Die Daten zum Gebrauch der Mundart lassen folgende Beurteilung der Dialektsituation zu: In seinem ursprünglichen Mundarraum spielt das Bairische eine herausragende Rolle im alltäglichen mündlichen Verständigungsprozeß: Eine – verglichen mit anderen deutschen Dialektgebieten – erstaunlich große Zahl von Sprechern kann sich damit verständigen, und überraschend viele (70 %) benutzen es in (fast) allen Gesprächssituationen.

Entkräftet das Beispiel des Bairischen durch solch eindrucksvolle Zahlen nicht die oft gehörte Behauptung von der „Eingeschränktheit des Dialekts“? (Vgl. dazu S. 197 ff.). Wenn sich so viele Menschen so häufig auf Bairisch verständigen, dann liegt der Schluß nahe: Das Bairische ist eine für den mündlichen Gebrauch vollständig ausreichende Sprache und als solche die eigentliche Muttersprache der Ober- und Niederbayern sowie der Oberpfälzer; Hochdeutsch ist hier die Sprache einer nicht selten dafür sogar diskriminierten Minderheit, die man pauschalierend als „Breissn“ bezeichnet.

3. Zum Sprechniveau: Dialekt – Umgangssprache – Hochsprache

a) Ist „bairisch“ = „bäurisch“?

Eine solche Gleichsetzung liegt nicht fern. Der österreichische Germanistikprofessor und Schriftsteller Alois Brandstetter, der aus einer Landwirtschaft und Mühle bei Wels in Oberösterreich stammt, schildert seine Erfahrungen mit seiner bäuerlichen Sprache und Herkunft wie folgt ([201], S. 22):

„Auch mir selbst aber war damals meine Herkunft keine reine Quelle der Freude. Ich lernte nicht nur Latein und Mathematik, sondern auch, meine bäuerliche Herkunft als einen gewissen Makel zu empfinden. Mit ungläubigem Staunen erlebte ich nach der Matura, daß es an der Universität Menschen gab – wenn sie auch ein wenig sonderbar und seltsam waren –, die sich mit einem schon wieder verdächtigen Interesse alles Bäuerlichen annahmen, sie verhalfen mir zu einer ihrerseits nicht ganz unproblematischen Identifikation. So versilberte ich mein Bauerntum in einer germanistischen Dissertation über meine Heimatmundart und mit einem Wörterbuch alter

bäuerlicher Ausdrücke. Mein Doktorvater sagte, diese Ausdrücke seien nicht nur *alt*, sondern auch *altehrwürdig*."

b) Dialekt – Umgangssprache – Hochsprache

Die Skala von verschiedenen Sprachformen zwischen einer Grundmundart und der Hochsprache, die dem einzelnen zur Verfügung stehen, ist so groß, daß die Frage, ob einer noch echten Dialekt spricht oder schon eine dialektgefärbte Umgangssprache, nicht einfach zu beantworten ist. Man hat Bürgern einer oberbayerischen Gemeinde folgende Sätze vorgelegt, um zu überprüfen, welche Sprachform sie verwenden:

- (1) *Josef trinkt Bier, aber Rosi, sein Mädchen, trinkt lieber heiße Milch.*
- (2) *Josef trinkt Bia, aba Rosi, sein Mäd'l, dringgd liaba heiße Milch.*
- (3) *Da Sepp dringgd a Bia, aba de Rosi, sei Mäd'l, dringgd liaba a hoasse Muich.*
- (4) *Da Sebb dringgd a Bia, awa d'Rosi, sei Mäd'l, dringgd liawa-r-a hoasse Meich.*

Zu den Dialektmerkmalen (wie *oa*, *ei*, *à*, Diminutiv, Artikelgebrauch usw.) vergleiche man die entsprechende Ausführung im Zweiten Teil.

Wenn man die vorliegenden Äußerungsformen dieses Satzes danach ordnet, wie stark dialektal sie sind, so ist (4) als am eindeutigsten mundartlich einzuschätzen, von (3) bis (2) nimmt der Grad an Dialektalität mehr und mehr ab, (1) stellt die hochsprachliche Form dar. Natürlich sind mit dieser vierfachen Abstufung nicht alle denkbaren oder tatsächlich vorkommenden Varianten ausgeschöpft; aber im Rahmen dieser Untergliederung würde man wohl (3) und (4) *Dialekt* nennen, (2) *Umgangssprache* und (1) *Hochsprache*. Abgesehen von geringfügigen lautlichen Unterschieden sind in (3) und (4) alle als wesentlich zu erachtenden (primären) Merkmale des Dialekts vorhanden. Zwischen (2) und (3) hingegen stellt man eine gewaltige Veränderung fest. Es zeigt sich, daß die grammatische Struktur schwerer wiegt als die lautlichen Merkmale. Vor allem das Weglassen des Artikels läßt den Satz (2) schon kaum mehr als „bairisch“ erscheinen.

An diesem Beispiel läßt sich sehen, daß die Dreiteilung in *Dialekt – Umgangssprache – Hochsprache* im Vergleich zu den tat-

sächlichen Verhältnissen eine grobe Vereinfachung darstellt. Es treten wesentlich mehr Zwischenstufen auf. Nicht nur mancher Dialektforscher, sondern auch mancher Sprecher einer besonders konservativen bäuerlichen Grundmundart auf dem Land wird das, was der durchschnittliche Münchner redet, nicht mehr für Dialekt halten. Umgekehrt kann es vorkommen, daß der Durchschnittsmünchner jemanden vom Land nicht immer ganz versteht. Sprechen nun beide Dialekt? Die Frage und auch die Antwort darauf ist problematisch, solange wir nicht genau sagen können, was Dialekt ist.

c) Dialektniveau – Selbsteinschätzung der Sprecher

Für den Grad von Mundartlichkeit ist nicht nur die Beherrschung eines Dialekts an sich, sondern auch die Ausprägung des Dialekts, die der einzelne Sprecher beherrscht, kennzeichnend. Man spricht von unterschiedlichen Dialekt-, bzw. allgemeiner, Sprechniveaus, die sich ergeben, wenn z. B. jemand formuliert:

Ich gehe in das Gasthaus, um zu Mittag zu essen,

ein anderer:

I geh ins Wirtshaus zum Essen,

und ein dritter:

Zum Essn gëin-e zun Weadd umme.

Im Rahmen der genannten Münchner Untersuchung wurden Baiern gebeten, ihren eigenen Sprachgebrauch in eine fünfstufige Skala einzuordnen (vgl. dazu [28], S. 3 f.):

- (1) dialektfreies Hochdeutsch (mündliche Realisierung der Schriftsprache)
- (2) Hochdeutsch mit erkennbarem Dialektanklang (bairische Hochsprache)
- (3) mundartlich gefärbte Umgangssprache, wie sie besonders in den Städten verwendet wird (großregionale Umgangssprache)
- (4) regionaler (aber noch überörtlicher) Dialekt (Verkehrsdialekt)
- (5) reiner Ortsdialekt (Lokalmundart, Basisdialekt).

Das Ergebnis: 35 % der Altbaiern halten ihre Sprechweise für

reinen Dialekt (Stufe 5), 34 % geben an, regionalen Dialekt (Stufe 4) zu verwenden. Demnach stufen sich 69 % der Befragten im bairischen Dialektgebiet selbst in die beiden am wenigsten hochsprachlichen Sprechniveaus ein.

Nun kann man mit Recht einwenden: Wenn man bei einer Umfrage die Befragten ihre Sprechweise selbst einschätzen lasse, seien Verzerrungen der Ergebnisse denkbar, und zwar aus mehreren Gründen.

Zum einen kann die Einstellung, die der Befragte zu seinem Dialekt bzw. zur Hochsprache hat, seine Antwort beeinflussen: Mancher Zugereiste könnte sich aus lauter Liebe etwa zu seiner Tegernseer Wahlheimat Mundartkenntnisse des Bairischen bescheinigen, die aber in Wirklichkeit nicht einmal der einfachsten „Oachkatzlschwoaf-Probe“ (s. S. 78) standhielten; oder ein Dialektsprecher, der von dem Interviewer nicht gerne als „g'schert“ angesehen werden möchte, bessert seinen Dialekt in Richtung Hochsprache auf.

Zum anderen kann als Grund für eine Verzerrung der Ergebnisse angenommen werden, daß den Befragten ein großer Spielraum für ihre individuelle Definition/Interpretation von Begriffen bleibt. Beispielsweise wird ein Münchner die lokale Stadtmundart wohl als „Dialekt“ klassifizieren, während z. B. ein niederbayerischer Landbewohner diese bereits als „gehobene Umgangssprache“ einstufen würde. In ähnlicher Weise können schließlich Angehörige verschiedener Sozialgruppen ihr Sprechniveau auf das jeweilige Gruppenniveau bzw. -verständnis beziehen, etwa im Sinne der Äußerung: „Für einen Arbeiter spricht er gepflegtes Hochdeutsch.“

Um solche Verzerrungen durch Fehleinschätzung möglichst auszuschließen, wurden nicht nur Fragen zur direkten Selbsteinstufung gestellt, sondern auch solche zu einer „indirekten“, und zwar mit Hilfe sogenannter Schibboleth-Sätze. Dies sind Formulierungen, die charakteristische Merkmale einer Sprachvariante (z. B. eines Dialekts) enthalten, die Sprechern anderer Sprachvarianten nicht geläufig sind und von ihnen auch nicht verwendet, oft nicht einmal verstanden werden. Unterschiedliche Aussprache (hd. *zwei* – bair. *zwoa*), unterschiedliche Wortverwendung (hd. *Bein* – bair. *Fuß*), unterschiedliche Wörter für die gleiche Sache (hd. *Schluckauf* – bair. *Schnäckler*), unterschiedliche Wortbildung (hd. *nackt* – bair. *nackert*) sind Beispiele solcher Merkmale des Bairischen.

Um das Dialektniveau der Befragten zu bestimmen, wurden ihnen zunächst Kärtchen vorgelegt, auf denen ein (situationsabhängiger) Satz in den erwähnten fünf verschiedenen Abstufungen, d. h. also mit zunehmender Häufung charakteristischer Dialektmerkmale, zu lesen war, z. B.:

- | | |
|-------------------------------------|--------------------------------------|
| (1) <i>Ich habe es ihm gegeben.</i> | <i>Ich fragte ihn doch nur.</i> |
| (2) <i>Ich hab's ihm gegeb'n.</i> | <i>Ich hab ihn doch nur gefragt.</i> |
| (3) <i>Ich hab's ihm geb'm.</i> | <i>Ich hab'n doch bloß g'fragt.</i> |
| (4) <i>I hoob's eahm geem.</i> | <i>I hoob'm do bloos g'frott.</i> |
| (5) <i>I hoos eahm geem.</i> | <i>I hoon-an grod gfrood.</i> |

Die Befragten wurden nun gebeten, das Kärtchen mit der Sprechweise, die ihnen am geläufigsten erschien, herauszunehmen.

Nun könnte man ja vermuten, daß sich manche der guten Bairischkenntnisse, die sie sich selbst attestiert haben, nur dann erinnern, wenn es besondere Situationen gebieten. Aber im Gegensatz zu Lederhose und Gamsbart – die heutzutage keineswegs immer die Anwesenheit eines Baiern verraten – hat der Dialekt als Kennzeichen für die Stammeszugehörigkeit eine viel größere Zuverlässigkeit; denn 40 % der Bairischsprecher verwenden ihre Mundart „immer“, 30 % „meistens“ und 9 % „häufig“ – so behaupten sie wenigstens.

Auch hier erfolgte eine Kontrolle der direkten Befragung durch eine indirekte mit Hilfe der Schibboleth-Methode, diesmal mit Bildern. Die dargestellten Alltagssituationen waren jeweils mit einer dafür typischen Äußerung versehen, und zwar abgestuft nach den erwähnten fünf Sprechniveaus. Auf diese Weise wurde eine objektive Absicherung der Selbsteinschätzung der Befragten vorgenommen. Insgesamt gesehen, wurde die Selbsteinstufung weitgehend bestätigt.

4. Prestigegefälle zwischen Dialektvarianten – Zwang zur Anpassung

Wieviel Dialekt und welche Art von Dialekt jemand gebraucht, hängt von unterschiedlichen Faktoren ab. Der augenfälligste ist die dialektgeographische Heimat des Sprechers, also die Frage, aus welcher der (grob gesagt) zehn Regionen jemand stammt (siehe dazu die Tabelle auf S. 71). Die meisten Menschen werden wohl

ihre eigene Heimatmundart für die „normalste“ halten und sie mit positiven Attributen wie „richtig, klangvoll, schöner, besser als die eines benachbarten Gebiets“ ausstatten. Viel wichtiger als derlei private Wertschätzung ist aber die Frage, wie weit sich jemand mit seinem Dialekt geographisch und gesellschaftlich bewegen kann, ohne damit aufzufallen.

Das beste Beispiel liefert hier wohl der Oberpfälzer, auf dessen nordbairische Mundart im übrigen Baiern leicht verächtlich heruntergeschaut wird. Gerade die „gestürzten Diphthonge“ und die ihm eigentümliche Aussprache des nicht-vokalisierten *l* sind es, die von den südlicheren Stammesgenossen als Merkmale des „Pfälzels“ bespöttelt werden. Wenn nun ein Oberpfälzer seine engere Heimat verläßt, vielleicht bloß nach Straubing geht, sieht er sich gezwungen, die vom dort üblichen Mittelbairisch so besonders auffällig abweichenden Merkmale seines heimatlichen Idioms abzulegen. Wenn man bedenkt, daß von einem solchen Anpassungsprozeß gerade die charakteristischen Eigentümlichkeiten betroffen sind, dann wird klar, daß diese Angleichung den Verzicht auf sprachliche Identitätsmerkmale bedeutet. Sicher ist es nicht die hochsprachliche Norm, auf die sich der Oberpfälzer in seinen Angleichungsbemühungen zubewegt; er wird seine Sprache zunächst in Richtung Mittelbairisch ausgleichen, um nicht aufzufallen. So wird er beispielsweise von seinem heimischen *göll* zuerst zum mittelbairischen *gei* wechseln, bevor er – gemeinsam mit dem Mittelbairern – bei Bedarf beim umgangssprachlichen *gell* landet.

Im umgekehrten Fall, wenn etwa ein Ober- oder Niederbayer in die Oberpfalz zieht, ist es kaum denkbar, daß er sein gewohntes *liawa Bruada* aufgibt und sich die Lautung seiner neuen Heimat, *leiwa Brouda*, angewöhnt. Der Anpassungsdruck liegt nur auf den Sprechern des Nordbairischen, die sich ihm erstaunlicherweise bereitwillig beugen.

Die Gründe dafür dürften in erster Linie wirtschaftsgeographischer Natur sein. Das „reiche“ Niederbayern (Gäuboden) blickt mitleidig bis verächtlich auf die „arme“ Oberpfalz herunter (Steinpalz, Bayerischer Wald). Für das Wäldlerische gilt ähnliches: Der Kleinbauer aus der Gegend von Viechtach etwa wird seine auffallende Lautung (*Zeëd*, *Haas* für „Zeit, Haus“) sofort verdrängen, sobald er seine engere Heimat verläßt; ebenso wird der Steinhauer aus der Gegend von Hauzenberg seine ihm geläufigen Triphthonge

(*greous*, *reoud* für „groß, rot“) rasch ablegen, wenn er nicht auffallen und nicht als „Wäldler“ bespöttelt werden will. Die in seiner Heimat ebenfalls übliche Lautung *vü Gööd* (viel Geld) braucht er allerdings nicht aufzugeben, weil diese als ein Merkmal des Österreichischen gilt und daher nicht mit dem Stigma des „Wäldlerischen“ belastet ist.

Derlei Beispiele ließen sich wohl in großer Zahl auch aus anderen Gebieten beibringen. Nachbarschaftsneckereien zwischen Dörfern, Gemeinden und Kleinregionen haben oft Sprachliches zum Inhalt. Wie ein empfindlicher Seismograph registriert der Dialekt-sprecher die Lautung (und selbstverständlich erst recht den Wortschatz) seines Partners und stuft ihn entsprechend einer Wertigkeitsskala ein (die im einzelnen noch nicht genau erforscht ist). Auf jeden Fall erscheint das Mittelbairische in seiner oberbayerischen oder Münchner Ausprägung die prestigehaltigste Variante des Bairischen zu sein; dies geht aus den Daten zur Akzeptabilität und aus Beobachtungen am Dialektgebrauch in den Medien hervor.

An einem Beispiel soll dies verdeutlicht werden. Wie stuft ein Freisinger jemanden ein, der den Satz „Siehst du, der fährt schneller“ in einer der folgenden Varianten spricht?

- (a) *Siehst, dea fäiht viel schnella*. – an Hochsprache angeglichen: gebildeter Bayer, Mittel- oder Oberschicht.
- (b) *Sigst, dea faard vui schnella*. – ans Münchnerische angepaßt: Freisinger „Stadtbürger“, meist jüngere Generation.
- (c) *Segst, dea faad vei schnella*. – Freisinger Normaldialekt: „Stadtbürger“, eher ältere Generation.
- (d) *Siagsd, dea fōd vei schnella*. – Bauerndialekt aus dem Umland: Hallertauer.
- (e) *Segsd, dea foad vül schnella*. – ungewohnte Lautung, „Hopfenzupferdialekt“: Fremder, wahrscheinlich Oberpfälzer.

Das soziale Prestige nimmt von (a) nach (e) hin eindeutig ab. Heimatbewußten Freisingern klingt allerdings (b/c) oft sympathischer als (a). Hingegen sind (d/e) als eindeutig niederwertig eingestuft.

Einzelne Lautungen können also durchaus „deklassierend“ wirken, so etwa bereits, wenn jemand den Plural *Schdeana* gebraucht anstatt *Schdoana* oder *Schdoa* (Steine).

Stadt und Land

Es zeigt sich hier deutlich auch der Unterschied zwischen städtischem und ländlichem Bairisch. München oder Nicht-München, das ist nicht in erster Linie ein räumlicher, also dialektgeographisch faßbarer Gegensatz; vielmehr spielt hier der Unterschied zwischen (Groß-)Stadt und Land samt den damit verbundenen Lebensformen die entscheidende Rolle.

Es ist durchaus sachgerecht, zwischen „städtischer“ und „ländlicher“ Sprache zu differenzieren, wie das etwa Ludwig Merkle in seiner „Bairischen Grammatik“ bei den Richtungsadverbien tut:

„Schriftsprache	städtisch	ländlich
<i>herauf</i>	<i>rauf</i>	<i>auffa</i>
<i>hinauf</i>	<i>nauf</i>	<i>auffi</i>
<i>heraus</i>	<i>raus</i>	<i>aussa</i>
<i>hinaus</i>	<i>naus</i>	<i>aussi</i>

oder auch bei der 2. Person Plural des Personalpronomens:

„In der Stadtmundart wird *ees* = *ihr* verhältnismäßig oft verwendet; *enk* = *euch* kommt selten vor; dafür sagt man lieber *eich*.“ ([54], S. 123, 180)

Daß sich der bodenständige Dialekt auf dem Land besser behauptet als in der Stadt, läßt sich dahingehend präzisieren, daß der Anteil des ursprünglichen (Basis-)Dialekts mit wachsender Einwohnerzahl des Ortes abnimmt. Eine Untersuchung im nordmittelbairischen Übergangsgebiet, wo das Nordbairische eindeutig gegenüber dem Mittelbairischen an Boden verliert (siehe S. 68 f.), liefert folgende Angaben:

Größe des Ortes	nord- bair.	mittel- bair.	hochsprachl. Lautung
Dorf mit 200 Einwohnern	92 %	4,5 %	3,4 %
Kleinstadt mit 6 000 Einwohnern	76 %	11,8 %	11,4 %
Kreisstadt mit 12 000 Einwohnern	30 %	45,5 %	19,5 %

Ortsgröße
Einwohnerzahl

Dorf

1000

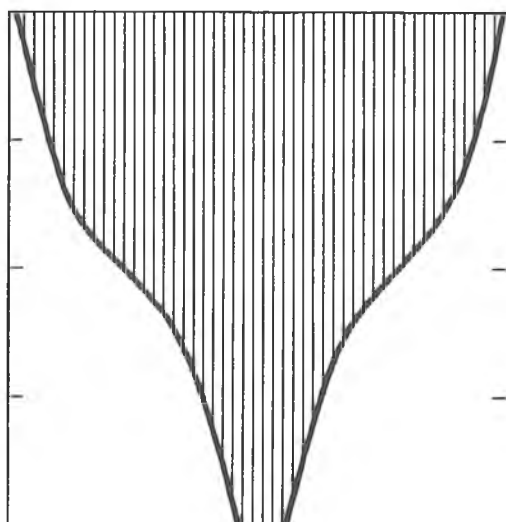
Kleinstadt

10000

Kreisstadt

100000

Großstadt



(ländlicher) Basisdialekt
(Ortsmundart)

Ortsgröße
Einwohnerzahl

Dorf

1000

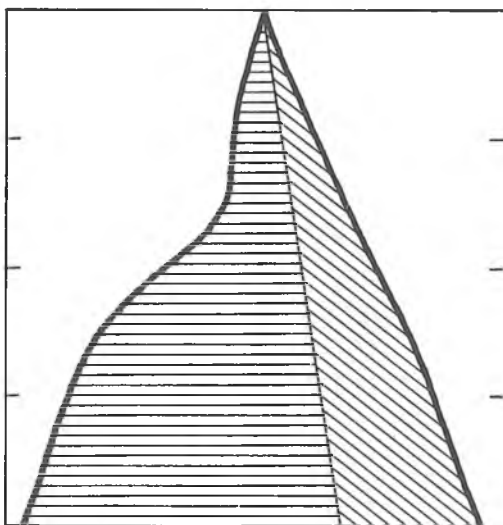
Kleinstadt

10000

Kreisstadt

100000

Großstadt



(städtische) Verkehrssprache
(Allgemeinbairisch)

(regionale)
Hochsprache

Das heißt also: Je größer der Ort, desto häufiger treten die als höherwertig eingeschätzten mittelbairischen Dialektmerkmale auf (z. B. *suacha*, *liawa* statt *soucha*, *leiwa* „suchen, lieber“). Ähnliches gilt für die Verwendung der hochsprachigen Lautungen (*suchen*, *lieber*) (nach [107], S. 20 ff.).

Ausgehend von den in der angeführten Untersuchung ermittelten Zahlenwerten, ist auf Seite 165 der Versuch einer graphischen Lösung vorgestellt, die die Abhängigkeit der Verwendung einer bestimmten Sprachebene von der Größe des Ortes augenfällig macht:

Mit steigender Einwohnerzahl nimmt der Gebrauch des Orts- oder Kleinregional-Dialekts ab, während das Allgemeinbairische (als relativ großregionale Verkehrssprache auf mittelbairischer Grundlage) und die (regionale) Hochsprache entsprechend an Mächtigkeit zunehmen. Demnach ist die Grenze zwischen „ländlich“ und „städtisch“ – aufgrund des deutlichen Knicks in den Kurven – zwischen kleiner Landstadt (unter 10 000 Einwohner) und mittlerer bis größerer Stadt (z. B. Kreisstadt mit über 10 000 Einwohnern) anzusetzen. Entsprechend dem bemerkenswerten Rückgang der Verwendung der ursprünglichen Basismundart nimmt der Gebrauch der städtischen Verkehrssprache in diesem Bereich sprunghaft zu, während der hochsprachliche Anteil mit wachsender Ortsgröße zwar stetig, aber doch nur langsam ansteigt.

In der Großstadt München haben sich innerhalb der Unterschicht, von der man eigentlich ganz normalen Dialektgebrauch erwarten würde, besondere soziale Gruppierungen herausgebildet, deren Sprache als besonders ordinär gilt: das sogenannte Strizzi- oder Emporkömmlings-Bairisch. Um anzudeuten, was gemeint ist, sei ein Beispiel von Karl Valentin gegeben, der seine Kreszenz Hia-gelgwimpft so reden läßt:

„Was moana S', wie schnell wir uns emporgschwunga ham – nix hamma ghabt, i und mei Mo – nix – als wia a kloans Kind. Aber mit Kleinem fängt man an, und mit Großem hört man auf. Und heut hätt ma so ziemlich alles, was unser Herz begehrt. Alles könn ma uns kaffa, beinand san ma, daß's zwischen der Burschwoassi und uns koan Unterschied gibt. – Bloß s'Mäu wenn ma aufmacha, dann san ma verlorn, dann haut's uns naus aus der Rolln, zwega der Haidhauser Grammatik...“

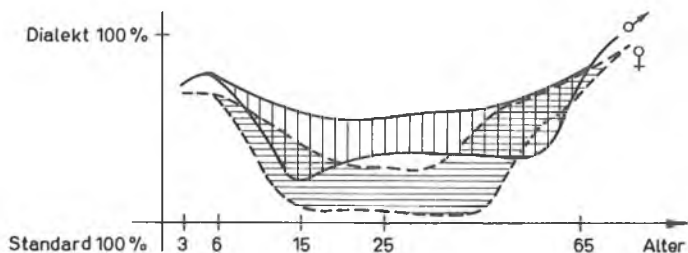
Johann Lachner [92] nennt das die „Lucki-Sprache“ (nach den Münchner Witzfiguren Kare und Lucki).

5. Gruppenspezifischer Sprachgebrauch

a) Frauen und Männer

Die traditionelle Mundartforschung hat vom idealen Informanten gefordert, er müsse ortsfest und möglichst in der Landwirtschaft tätig sein; und innerhalb dieses Personenkreises waren es die Frauen, auf die man sich bei Befragungen besonders gern stützte. Wieso dies? Kann Geschlecht mit Mundartgebrauch überhaupt in Beziehung gesetzt werden? Sicher nicht so ohne weiteres. Wenn man aber die Sozialschicht dieser weiblichen Idealgewährsperson anschaut, dann ist ein Bezug keineswegs mehr von der Hand zu weisen. Denn für die traditionelle agrarische Lebensweise trifft es tatsächlich zu, daß die Frau die am wenigsten weit reichenden Außenkontakte hat. So kann man zumindest annehmen, daß Geschlecht und Dialektverwendung auf diesem indirekten Wege in Zusammenhang stehen. Zwar wird einerseits behauptet, Frauen seien sprachlich progressiver als Männer, andererseits, sie seien konservativer und bewahrten so die angestammte Sprachform besser. Richtig scheint das eine wie das andere zu sein, nur wird durch jeweils andere Faktoren ausgelöst, welches Sprachverhalten sich durchsetzt. War man früher geneigt, „typisch männliche“ und „typisch weibliche“ Eigenschaften für die Unterschiede im Sprachverhalten verantwortlich zu machen, so tendiert man jetzt eher dazu, die scheinbar widersprüchlichen Phänomene mit dem Begriff „soziales Alter“ zu erklären: Je nach der Lebensphase, in der sich ein Mensch befindet, treten bestimmte Muster des Sprachgebrauchs in den Vordergrund.

Entscheidende Einschnitte solcher Lebensphasen sind die Zeit des Sprechenlernens, die ersten sprachlichen Außenkontakte als Kind, der Schulbesuch, die Aufnahme der Berufstätigkeit, die Eheschließung, die Phase der Kindererziehung und die Zeit nach dem Ausscheiden aus dem Berufsleben. Der Grad der „Dialektalität“ von Frauen aus dialektfesten Gebieten liegt so lange unter dem der Männer, bis sie die Phase der Erziehung ihrer Kinder hinter sich gebracht haben; dann gleichen sie sich dem Dialektniveau der Männer an.



In dieser Abbildung ist der fiktive „sprachliche Lebenslauf“ eines männlichen und eines weiblichen Dialektsprechers skizziert, die beide zeitlebens in ländlicher Umgebung leben und wenige Kontakte zu städtischen Bereichen haben, weder beruflich noch bildungsmäßig. Beide werden noch primär im Dialekt „sozialisiert“. Die „Zweisprachigkeit“ – Dialekt/Hochdeutsch, je nachdem, ob im öffentlichen oder privaten Bereich – entwickelt sich mit dem Schuleintritt, der einen Rückgang der Dialektverwendung verursacht. Der Eintritt in den ländlichen Beruf führt beim Jungen zu einer Dialektzunahme auch auf der Ebene der öffentlichen Sprachverwendung. Beim Mädchen bleibt das niedrige Dialektniveau bis zum Abschluß der Spracherziehungsphase der eigenen Kinder erhalten. Die Intensität des Dialekts nimmt dann rasch zu und übertrifft z. T. das Dialektniveau der gleichaltrigen Männer. Im Alter wird wieder das Dialektniveau der Kinderzeit erreicht und auch die „Zweisprachigkeit“ (besser: Diglossie) wird teilweise abgebaut, indem die sozialen Situationen sich auf den privaten Bereich konzentrieren. (Nach [103], S. 54 f.)

Aus dem Material der bereits zitierten Untersuchung im Raum Cham – Waldmünchen [107] läßt sich auch ablesen, daß es die Männer sind, welche die Mundart besser konservieren; die Frauen erweisen sich als neuerungsfreudiger. (Dies deckt sich übrigens mit entsprechenden Beobachtungen im gesamten Bundesgebiet.) Die Häufigkeit des Auftretens der nord- bzw. mittelbairischen bzw. hochsprachlichen Lautung bestimmter Wörter (siehe S. 69) läßt sich auch in bezug auf das Geschlecht der Sprecher interpretieren. Das dem landwirtschaftlichen Bereich zuzurechnende Wort *Pflug* wird sicher überwiegend von Männern gebraucht. Tatsächlich ergibt sich ein Verhältnis von *ou* : *ua* : *u* = 73 : 12 : 15. Das sagt doch aus: Das dem männlichen Fachwortschatz zugehörige Wort tritt im Untersuchungsgebiet überwiegend in der altmundartlichen nordbairischen Lautform *Pflou* oder *Pflouch* auf. Im Gegensatz dazu steht das Wort *Kuchen*, das eher im Gespräch unter Frauen

vorkommt (*ou : ua : u* = 12 : 48 : 40). Hier hat die mit dem höchsten Prestige ausgestattete Form *Kuacha* nicht nur dem altmundartlichen *Koucha*, sondern auch der schriftsprachegemäßen Lautung *Kuchn* den Rang abgelaufen (Zahlenwerte nach [107], S. 12).

Dem an die Seite zu stellen sind die Werte, die das Institut für Demoskopie Allensbach 1980 für die gesamte Bundesrepublik ermittelt hat: Nur 8 von 100 Männern, die den heimischen Dialekt beherrschen, geben an, ihn „eigentlich nie“ zu gebrauchen, während dies immerhin 11 von 100 Frauen von sich behaupten. Entschieden dialektfreudiger erweisen sich die Männer vor allem im Freundeskreis und an der Arbeitsstelle (72 % bzw. 44 %), während die Frauen bei solchen Gelegenheiten weit mehr der Hochsprache zuneigen: Nur 64 % verwenden Dialekt unter Freunden und nur 27 % unter Arbeitskollegen.

b) Alt und Jung

Die Tatsache, daß für den Sprachgebrauch des einzelnen das soziale Alter eine bedeutsame Rolle spielt, kann auch erklären, warum der vielbeklagte Befund, die Jugend spräche nur noch ein ganz verderbtes Bairisch, doch nicht zu der vorhergesagten Konsequenz des Untergangs der Dialekte geführt hat. Wenn man sich nämlich vor Augen hält, daß jeder in Abhängigkeit von seinem Lebensalter – gemischt mit anderen Faktoren – verschiedene Phasen der Einstellung zum Dialekt durchmacht, ist es leicht möglich, daß man in einem Sprachunterschied zwischen Alten und Jungen nicht unbedingt ein Zeichen von Sprachwandel zu sehen hätte, sondern vielmehr (sozial-)altersmäßig differenzierte Ausprägungen der jeweiligen Sprachstufe.

Weil im Leben eines jeden, wenn sich die sonstigen Umstände nicht zu sehr ändern, ein ähnlicher sprachlicher Kreislauf stattfindet, ist auch der Dialekt trotz über hundertjähriger einschlägiger Voraussagen nicht ausgestorben. Es könnte aber sein, daß einige der Veränderungen, die in den letzten zwanzig Jahren eingetreten sind, die gesellschaftlichen Strukturen derart umgestaltet haben, daß sie langfristig nicht ohne Auswirkung auf die sprachlichen Verhältnisse bleiben können. Die allgemeine Modernisierung, die die elektronischen Medien auch in jeden Dorfhaushalt gebracht und vielen ländlichen Gemeinden ihren eigenen Supermarkt, ihre

Diskotheek und ihr Industriegebiet beschert hat, zieht eine weitreichende Änderung des allgemeinen Bewußtseins nach sich. Auch die Beschäftigungsstruktur auf dem Land hat sich gewandelt, vor allem den jungen Leuten wird erhebliche Mobilität abverlangt. So kommt vielleicht in der jetzigen jungen Generation ein Sprachverhalten auf, das nicht mehr in den alten Kreislauf einmündet. Es scheint von der Ortsmundart weg und hin zu einer großräumigeren Regionalmundart zu führen. Ist das nun „Dialektabbau“ oder „Sprachwandel innerhalb des Dialekts“? Die „reine“ Mundart ist gefährdet, denn gerade ihre wirtschaftlichen Voraussetzungen werden durch solche Entwicklungen beseitigt: das abgeschiedene Landleben gibt es fast nicht mehr.

Man darf auch nicht übersehen, daß Breitenstreuung, Umfang und auch Qualität der Schulbildung in den letzten Jahrzehnten einen Stand erreicht haben, der entscheidend höher liegt als je zuvor. Damit hat auch die Kenntnis der Hochsprache allgemein beträchtlich zugenommen und auch die Aufgeschlossenheit gegenüber der Schule insgesamt. Früher mag mancher gedacht haben wie die Metzgerin in Martin Sperrs „Jagdszenen aus Niederbayern“ [208], die zur Entschuldigung, daß ihr Sohn nicht in der Schule war, sagt:

„Aber der wird doch nur ein Bauer. Zum Mistauflegen reicht's schon. Wir sind auch nicht anders erzogen worden und sind auch keine Hallodris geworden. Wir sind ehrliche, brave Leut. Und das soll der Franzl auch werden. Der soll werden wie wir alle, dann ist er in Ordnung...“

Zwischen 1946, dem Jahr, in dem das Stück spielt, und heute hat sich viel verändert. Weithin hat sich das Bewußtsein durchgesetzt, daß zur Erfüllung der durchschnittlichen gesellschaftlichen und beruflichen Erfordernisse die Beherrschung nur der engsträumig gültigen Sprachform nicht ausreicht.

Wenn man die daraus folgende Entwicklung „Dialektabbau“ nennt, so sieht man sie nur unter dem Aspekt, daß etwas verloren geht. Unzweifelhaft scheint, daß Merkmale aus großräumigeren Sprachformen in viele kleinräumigere Dialekte eindringen. Aber dadurch ist der Dialekt in Bayern bisher nicht geschwunden: Zunächst einmal verändert er sich lediglich. Aber wohin führt diese Veränderung? Wo endet „Dialekt“ und wo beginnt „Umgangssprache“? Das Bairisch hat es, wie es scheint, geschafft, innerhalb

der Bandbreite der Sprachvariante „Dialekt“ eine Vielzahl von Abstufungen zu entwickeln, die vom Ortsdialekt bis an die regionale Umgangssprache heranreichen. Vor allem diese der hochdeutschen Sprechsprache nächststehende Form des Dialekts, diese mittelbairische Koiné (großräumig verständliche Verkehrssprache) mit stark münchenerischem Einschlag, ermöglicht es dem Dialektsprecher, eine Vielzahl auch typisch „moderner“ kommunikativer Bedürfnisse in einer großräumig akzeptablen Sprachform zu erfüllen. So kann gerade diese Varietät, die von vielen als eine Degenerationsform des „echten“ Dialekts angesehen wird, ein Grund dafür sein, daß sich der Dialekt als Alltagssprache in Bayern hält: als dialektnahe Umgangssprache oder Verkehrsdialekt.

Dem steht grundsätzlich nicht entgegen, daß die Sprache der heutigen Jugend in ansonsten bairisch Formuliertes eine große Zahl von Modewörtern einfließt, z. B. *toll, voll, irre, stark, wahn-sinnig, spitze* u. ä. oder aus dem Englischen übernommene Ausdrücke (*sound, job, high* u. dgl.). Dies ist bei der Jugend in Stadt und Land verbreitet und gilt durchaus als „chic“. Die ältere Generation lehnt diese Sprechweise allerdings meist schroff ab.

Neben der (in der Dialektgeographie beschriebenen) „horizontalen Entdifferenzierung“ der Mundarten, vielleicht noch stärker als diese, wirkt eine vertikale Kraft: die mit dem gesellschaftlichen Aufstieg gekoppelte Loslösung von kleinräumigen Spracheigentümlichkeiten, der auch die seit anderthalb Jahrzehnten beobachtbare „Dialektrenaissance“ nur scheinbar entgegengesetzt ist.

Bemerkenswert ist allerdings, daß es die heutige mittlere Generation ist, also die Menschen zwischen 25 und 45 Jahren, deren Sprache am weitesten vom Dialekt der Alten entfernt zu stehen scheint, während die jetzige Jugend dazu neigt, im Zuge einer gefühlsmäßigen Rückwendung zum Altüberlieferten auch Lautungen und Wörter ihrer Großeltern wieder aufzugreifen und ganz bewußt zu verwenden. Man kann dies im Rahmen der sogenannten Nostalgiewelle sehen, die demnach auch im sprachlichen Bereich zum Tragen kommt, oder im Zuge des in ganz Europa erstarkenden Regionalismus. Es ist daher gar nicht abwegig, die unbestreitbare Tatsache, „daß die positive Haltung zum Dialekt in der jüngeren Generation zunimmt“, so zu deuten, daß der „Dialektabbau“ in absehbarer Zeit zum Stillstand kommen könnte ([107], S. 25).

c) Berufsgruppen

Schon beim Stadt-Land-Gegensatz spielt die Unterscheidung nach beruflicher und sozialer Zugehörigkeit eine unverkennbare Rolle. Diesem Tatbestand trägt die traditionelle Mundartforschung Rechnung, wenn sie sich ortsfeste Sprecher der bäuerlichen Grundschicht als Gewährspersonen wählt. Der „reine“ Dialekt wird also am ehesten bei denen erwartet, die von ihrer beruflichen Tätigkeit her nur engräumig begrenzt Gespräche zu traditionellen Themen führen müssen. Das meinen offenbar die Dialektsprecher selber auch. So ergab sich in Walpertskirchen, einem Dorf bei Erding, auf die Frage, für welche Berufe die Beherrschung der Hochsprache nötig sei, folgende Reihung [111]:

1. Lehrer
2. Arzt
3. Pfarrer
4. Verkäuferin
5. Kindergärtnerin/Vertreter
6. Bankangestellter
7. Arzthelferin
8. Polizist
9. Büroangestellter
10. Zugschaffner
11. Friseur
12. Facharbeiter/Gastwirt
13. Briefträger
14. Landwirt
15. Kfz-Mechaniker
16. Kaminkehrer
17. Maurer

Zum einen wird angenommen, daß Leute, die nicht manuell arbeiten, mehr Hochsprache brauchen als solche, die manuell arbeiten. Zum zweiten gibt es offenbar Institutionen (z. B. die Schule) oder Situationen (z. B. öffentliche Rede), die den Gebrauch der Hochsprache verlangen. Beide Gründe sprechen dafür, daß der Lehrer in dieser Tabelle an erster Stelle steht. Der Lehrerberuf ist innerhalb der traditionellen Dorfstruktur die nichtmanuelle Tätigkeit par excellence, und die Institution Schule ist nicht nur durch

hochsprachliche Situationen gekennzeichnet, sondern dient nicht zuletzt selbst dazu, das Hochdeutsche und seinen Gebrauch zu vermitteln. Daß die Verwendung des Hochdeutschen weniger mit der sozialen Zugehörigkeit im Sinn von verschiedenen Einkommensgruppen zu tun hat als mit dem Grad an formaler Bildung, zeigt die Tatsache, daß der Arzt hinter dem Lehrer eingeordnet ist, oder auch die Einordnung der verschiedenen Handwerker am Ende der Skala.

In traditionellen Mundartgebieten ist „Sprechen der Hochsprache“ nicht unbedingt mit hohem Sozialprestige identisch. Zu addieren scheinen sich allerdings diese beiden Faktoren bei der Einschätzung des Arztes. Die typische Situation seines Berufes, die ärztliche Sprechstunde, ist doch relativ privat („halböffentlich“) und würde damit eigentlich nicht unbedingt den verstärkten Gebrauch hochsprachlicher Formen fordern. Hier scheint aber das Sozialprestige des Mediziners und sein Status als Angehöriger der Bildungsschicht den Ausschlag zu geben. Im Sog dieser Einschätzung kommt auch die Arzthelferin auf ihren vorderen Platz.

Auffällig an der oben aufgeführten Liste ist, daß von den Angehörigen der dörflichen Handwerkerberufe anscheinend eher Dialekt erwartet wird als von den Landwirten. Es wird offensichtlich angenommen, der Landwirt komme häufiger in Situationen, in denen er umgangs- und hochsprachliche Varianten kennen muß, als der Handwerker. In unserer Liste fallen unter die Kategorie „Landwirt“ alle vom kleinen Landwirt bis hin zum Großbauern. Gemeinsam ist ihnen nur, daß sie als Selbständige in der Landwirtschaft tätig sind.

Für den kleinen Landwirt bringt die Tatsache, daß keine ständigen Arbeitskräfte außerhalb der Familie beschäftigt werden, sozial eine gewisse Isolation von der Umwelt mit sich. So kommt er weiterhin mit seiner Haus- bzw. Ortssprache aus und hat wenig Übung in der Verwendung großräumigerer Varianten. Da in Gemeinschaften des hier geschilderten Typs der Dialektgebrauch zu den wesentlichen Merkmalen der Gemeinschaft zählt, wird ausschließliches Dialektsprechen nicht als auffällig angesehen. In Walpertskirchen hat man auch festgestellt, daß bei den Bauern, Bäuerinnen und Hausfrauen ein deutliches Mißtrauen gegenüber (bayerischen) Hochdeutschsprechern zu bemerken ist. Ihr Sprachverhalten wird anscheinend als Kennzeichen mangelnder Solidarität empfunden.

Anders als bei den kleinen Landwirten sind die sprachlichen Außenkontakte bei den Großbauern häufiger und greifen auch räumlich weiter aus. So sind sie geübter in der Verwendung anderer Varianten als des eigenen Ortsdialekts.

Weitgehend Dialekt sprechen wird der Bauer wie auch der (nicht zufällig am Ende der obigen Tabelle stehende) Maurer nicht zuletzt auch deshalb, weil die „Fachsprache“ seines Berufs weithin dialektal geprägt ist, handelt es sich doch um Paradefälle traditioneller Berufe mit einer alten, regionalspezifischen Fachsprache. Es kann jedoch sein, daß dieser Eindruck täuscht, denn viele der traditionellen Ausdrücke, die die Dialektforscher bei den Bauern erfragen, spielen in der heutigen beruflichen Praxis keine Rolle mehr (z. T. alte landwirtschaftliche Geräte, Teile des Pferde- oder Ochsenfuhrwerks u. ä.); andererseits kommen normalerweise weder *Mähdscher* oder *Melkmaschinen* noch *Styropor* oder *Readymix* in dialektologischen Erhebungen vor. „Tractor non cantabilis“ heißt es bei A. Brandstetter [202], der Traktor wird nicht im Volkslied besungen.

Kann man hier von „Dialektabbau“ sprechen? Die lautliche Form solcher relativ neuen Wörter wird doch weitgehend an das dialektale System angeglichen. Zumindest eine ältere Schicht modernerer technischer Geräte hat auch regional verschiedene Bezeichnungen. So heißt etwa die landwirtschaftliche Zugmaschine in Bayern nur selten *Traktor*, sondern meist *Bulldog* (nach einer Traktorenmarke der Firma Lanz (1921), die als allgemeine Bezeichnung für alle Traktoren übernommen wurde) oder *Schlepper*.

Wie sich die Dialektfestigkeit des Bauern von seiner Berufstätigkeit her erklären läßt, so kann man auch den Stadt-Land-Gegensatz von der unterschiedlichen Beschäftigungsstruktur her deuten.

Es ist empirisch nachgewiesen, daß Leute, die einen nicht-manuellen Beruf ausüben (grob gesagt also Beamte und Angestellte), wenn sie örtliche oder kleinregionale Sprachmerkmale aufgeben, dies meist zugunsten der mittelbairisch-münchenerischen Variante des Bairischen tun. Die manuell Tätigen hingegen (also Bauern und Arbeiter, auch Hausfrauen und Wirte) neigen in der entsprechenden Situation – etwa im Gespräch mit Dialektfremden (z. B. Feriengästen) – eher dazu, sich um eine Annäherung an die Schriftsprache zu bemühen. Im nordmittelbairischen Übergangsgebiet, wo dies exakt untersucht wurde ([107], S. 22), bedeutet das, daß die

Ersatzlautungen fürs bodenständige Nordbairisch (*leiwa-r-an greissan Koucha*) bei nonmanuell Tätigen vorwiegend aus dem als höherwertig erachteten Mittelbairischen genommen werden (*liawa an grëssan Kuacha*). Dagegen greifen Angehörige manueller Berufsgruppen – und unter diesen wiederum eher die Frauen – lieber zur (regionalen) Hochlautung (*liiba an grösan Kuchn*).

d) *Eingesessene – Zugereiste – Pendler*

Es gilt zu berücksichtigen, daß das Berufsleben in zunehmendem Maße örtliche Veränderung einschließt. Ein besonderer Fall liegt vor, wenn der Arbeitsort weit vom Wohnort entfernt ist. Bis heute gibt es für Bayern noch keine eingehenden Untersuchungen darüber, was sprachlich in Gegenden mit einem hohen Pendleranteil geschieht, vor allem dann, wenn es sich um Fernpendler handelt, wie zum Beispiel die vielen Arbeitnehmer aus dem Bayerischen Wald, die in München beschäftigt sind. Am Wochenende oder im Urlaub daheim sind sie von dem heimatlichen Dialekt umgeben, in den sie von Kindheit an hineingewachsen sind und den sie selbst sprechen. Während der Arbeitswoche hingegen werden sie in eine ganz andere sprachliche Umgebung getaucht (städtische Umgangssprache, andere Dialekte, Hochsprache, Ausländerdeutsch), der sie sich im Laufe der Zeit wohl Schritt für Schritt anpassen werden. Es ist anzunehmen, daß dieses über viele Jahre dauernde Hin und Her zu einer Veränderung des Sprechniveaus beim Pendler führen wird, was dann auch auf die Umgebung daheim Auswirkungen haben kann.

Man müßte auch noch genauer wissen, welche sprachlichen Auswirkungen das Ausgreifen der Städte und städtischen Lebensformen auf das Land hat, welche sprachlichen Auswirkungen z. B. mit der Entstehung der Agglomeration um München im Bereich der S-Bahn verbunden sind. Wenn sich nicht, wie in manchen „Schlafstädten“, ein Nebeneinander von zwei auch sprachlich relativ scharf voneinander getrennten Gesellschaften ergibt, dürfte insgesamt eine gewisse Verhochsprachlichung eintreten, die auch durch die Berufs- und Sozialstruktur der Zuzügler bedingt ist. Hier treffen Bevölkerungsgruppen ganz unterschiedlicher regionaler Herkunft zusammen.

Spätestens wenn die Kinder dieser Leute in die örtliche Schule

kommen, stoßen die beiden Welten aufeinander. Das kann zur Folge haben, daß es auch in ursprünglich dialektfreundlichen Gegenden als sozial niederrangig gilt, mit dem Dialekt aufgewachsen zu sein. In diesen Fällen wäre nun tatsächlich die Schule aufgerufen, in angemessener Weise zu reagieren. (Vgl. dazu S. 0.)

Wie die Vorurteile verteilt sind, zeigen zwei Beiträge in einem modernen „Bayerischen Kinderbuch“ [204]. Helmut Eckl läßt ein Kind einen Brief an seinen Opa auf dem Land schreiben:

„Bis jetzt hobe oan Speze. Dea stottat a bißerl. Warum, woaße net. Komisch is dees scho, dees Stottan. Do werda oiwei ghaslt, da Jürgen; so hoast mei Speze. Mi hansln dKinda aa, Opa. Weil, i kann bloß boarisch redn, woast. Dee andan Kinda redn hochdeitsch und vastenga mi net. Wenn i wos sog, nachad müaßn dKinda lacha; beim Jürgen lachas aa, wenna stottat.“

Dagegen läßt Angelika Mechtel die zwei Töchter (Vivi und Ansch) einer Münchner Familie, die sich auf dem Land ein Haus gekauft hat, beim Schlittschuhlaufen mit den Dorfkindern zusammentreffen, die sie als „Breiss“ beschimpfen; durch Vermittlung eines einheimischen Mädchens (Renate), das sowohl Hochdeutsch als auch Dialekt spricht, wird die Situation gelöst. Die nur Hochdeutsch redende Vivi ist wütend. In der Stadt hat keiner sie beschimpft, bloß weil sie Hochdeutsch redet. Dann kommt ein Gastarbeiterbub hinzu:

Keiner kümmert sich um ihn. Bis einer ihn anrempelt. Jetzt sind viele da, die ihn anrempeln. Er verteidigt sich. Schubst die Angreifer zurück. Einer verliert das Gleichgewicht, knallt hin und trifft mit den scharfen Schlittschuhen den Jungen ans Schienbein. (. . .) (Vivi:) „Warum lassen die ihn nicht in Ruhe?“

Renate zuckt die Schultern: „Der gehört nicht dazu.“ „Ist keiner mit ihm befreundet?“

„Befreundet? Nie im Leben! Mit dem ist niemand befreundet. Den kann man ja nicht mal verstehen, wenn er was sagt.“

„Siehste“, sagt Ansch triumphierend, „jetzt weißt du, warum ich Bayerisch lerne.“

Unabhängig davon, wie realistisch, wahrscheinlich, gut oder schlecht geschrieben diese Geschichten sind, sie dürfen als Beweis dafür angesehen werden, daß sich die Diskrepanz zwischen zwei Lebensformen auch im Sprachlichen konkretisiert.

Stellt nun der Gebrauch des Dialekts einen sozialen Hemmschuh dar? Da der Dialektgebrauch in angemessenen Situationen in Bayern grundsätzlich positiv gewertet wird, kann die Antwort nur dann uneingeschränkt „ja“ lauten, wenn man unter Dialekt ausschließlich den „Basisdialekt“ – ohne jeglichen Einfluß selbst der Umgangssprache – versteht und außerdem dem Sprecher dieser Grundmundart keine andere als diese eine Sprachvarietät zur Verfügung steht.

Diese zweite Bedingung setzt aber einen enorm eingeschränkten Erfahrungsraum voraus, und diese Tatsache ist es dann, die die eigentliche soziale Behinderung darstellt; das eingeschränkte Sprachverhalten ist nur ein Symptom dafür. So ist denn auch Reitmajers Studie über Wasserburg am Inn [113] zu interpretieren, nach der 85 % der nur Dialekt sprechenden Schüler Unterschichtfamilien entstammen und Kinder, die nur Dialekt sprechen, in der Schule erhebliche Schwierigkeiten haben. (Vgl. die differenziertere Stellungnahme S. 197 ff.)

e) Soziales Prestige

Genauso skeptisch wie der Theorie vom Dialekt als Sprache der Unterschicht steht die Forschung einer unkritischen mundartpflegerischen Euphorie gegenüber. Man wollte es genauer wissen und beauftragte die Interviewer von „Infratest“, nicht nur nach der Dialektverwendung der Befragten zu forschen, sondern auch deren Sozialdaten (z. B. Beruf, Alter, Schulbildung) zu erfassen. Damit wollte man den statistischen Zusammenhang zwischen tatsächlichem Dialektgebrauch und den dafür ausschlaggebenden sozialen Faktoren feststellen, d. h. konkret, ob und gegebenenfalls wie z. B. ein 53jähriger Inhaber eines größeren Baugeschäfts in einer mittleren Stadt seine Dialektkenntnisse anders einsetzt als eine 18jährige Sortiererin aus einem kleinen Dorf.

Die angeführte Münchner Dialektstudie stützt sich dabei auf ein gängiges Schichtenmodell aus der Soziologie:

- (1) Untere Unterschicht (z. B. ungelernte Arbeiter, Arbeiter in Dienstleistungsberufen, Landarbeiter)
- (2) Obere Unterschicht (z. B. angelernte Arbeiter, unselbständige Handwerker, Verkaufskräfte, Lkw-Fahrer)
- (3) Untere Mittelschicht (z. B. ausführende Büro- und technische

Angestellte oder Beamte, Angestellte in Dienstleistungsberufen, Facharbeiter, Inhaber kleinerer Handwerksbetriebe, Landwirte)

- (4) Mittlere Mittelschicht (z. B. qualifizierte Büro- und technische Angestellte, Inhaber von Groß- und Einzelhandelsgeschäften, höchstqualifizierte Facharbeiter, Industriemeister)
- (5) Obere Mittelschicht und (da zahlenmäßig nur sehr gering besetzt) Oberschicht (z. B. Unternehmer, akademische Berufe, Beamte des gehobenen Dienstes, leitende Angestellte).

Somit ergaben sich in bezug auf das soziale Prestige unterschiedliche Gruppen von Interviewten, deren Sprachverhalten überprüft wurde. Es zeigte sich, daß die Mundartverwendung im bairischen Sprachraum doch anders zu sehen ist als in der Schweiz, wo der Dialektgebrauch quer durch alle Gesellschaftsschichten geht.

In der direkten Selbsteinschätzung auf die Frage: „Sprechen Sie Dialekt?“ gaben in Oberbayern alle Angehörigen der Unteren Unterschicht an, Dialekt zu sprechen (86 % „ja“, 14 % „ein wenig“). In der Oberen Unterschicht verneinten nur 2 % Dialektkenntnisse (86 % „ja“, 12 % „ein wenig“). In der Unteren Mittelschicht nimmt der Dialektgebrauch leicht ab: 81 % kreuzten „ja“ an, 13 % „ein wenig“ und immerhin 6 % „nein“. In der Mittleren Mittelschicht setzt sich diese Tendenz fort: 74 % bekannten sich ohne Umschweife zum Dialektgebrauch, 19 % meinten, sie beherrschten „ein wenig“ Dialekt, aber nur ebenso wenige wie in der vorausgegangenen Schicht antworteten „nein“ (7 %).

Zur prestigeträchtigsten Gruppe, also der Oberen Mittel-/Oberschicht, ist jedoch ein erheblicher Sprung festzustellen: Eine Differenz von 12 % trennt hier die Ja-Sager (62 %) von denen der Mittleren Mittelschicht; ein wenig Dialektkenntnisse billigen sich dafür 29 % der Schichtangehörigen zu (Unterschied zur Mittleren Mittelschicht: 9 %), und bei den Nicht-Dialektsprechern stellt diese höchste Sozialprestigegruppe den höchsten Anteil (fast 10 %).

Nimmt man noch die Frage nach der eigenen Sprechweise hinzu – ob reines Hochdeutsch, reiner Dialekt bzw. dazwischenliegende Abstufungen gesprochen werden –, so zeigt sich, daß sich mit steigender Sozialschicht nicht nur immer weniger als Dialektsprecher einstufen, sondern daß auch die Art des gesprochenen Dialekts, das sogenannte Dialektniveau, zugunsten der Hochsprache abnimmt.

In Oberbayern z. B. gaben 41 % der Befragten aus der Unteren und Oberen Unterschicht an, reinen Dialekt (Ortsmundart), 33 % abgeschwächten Dialekt (Regionalmundart) und 16 % mundartlich gefärbte Umgangssprache zu sprechen. Nur 10 % glaubten, Hochdeutsch mit Dialektanklang zu verwenden; reines Hochdeutsch nahm niemand für sich in Anspruch.

Im Gegensatz dazu die Selbsteinschätzung der Oberen Mittel-/Oberschicht: Nur 14 % gaben reinen Dialekt und 43 % abgeschwächten Dialekt (mundartlich gefärbte Umgangssprache 14 %) als ihr Sprachniveau an, jedoch 24 % Hochdeutsch. Auch in diesem Punkt der Untersuchung läßt sich ein Sprung in den Zahlenwerten zwischen der Mittleren Mittelschicht (z. B. 33 % Ortsmundart) und der Oberen Mittel-/Oberschicht feststellen, während die Unterschiede zwischen den anderen Sozialschichten nicht so kraß ausfallen.

Es läßt sich also auch statistisch belegen, daß in Bayern die Unterschicht sowie Untere und Mittlere Mittelschicht überwiegend Dialekt sprechen oder sich zu seiner Verwendung bekennen; die Obere Mittel-/Oberschicht ist dagegen stärker hochspracheorientiert, wenn auch der Regionaldialekt eine nicht unbedeutende Rolle in der alltäglichen Kommunikation zu spielen scheint.

f) Kindererziehung

Ein weiterer Unterschied im Sprachverhalten der verschiedenen Sozialschichten läßt sich in Situationen feststellen, in denen Erwachsene Kindern gegenüber ihre Autorität zur Geltung bringen wollen, z. B. wenn ein Kind aufgefordert wird, nicht zu spät nach Hause zu kommen. In der Unterschicht sowie in der Unteren Mittelschicht gilt in diesem Falle die Regel: Eine solche informelle Situation (siehe dazu S. 181) bewirkt Dialektgebrauch. Der Hochsprachegebrauch liegt zahlenmäßig hier sogar unter dem durchschnittlichen Wert dieser Schicht, der Dialektgebrauch entspricht ihm oder liegt sogar etwas darüber.

Anders sieht es bei der Mittleren Mittelschicht und der Oberen Mittel-/Oberschicht aus: Der Dialektgebrauch sinkt auf ein Niveau ab, das dem formeller Situationen gleichkommt. In der Oberen Mittel-/Oberschicht würden manche Befragte noch eher mit ihrem Vorgesetzten Dialekt sprechen (31 %) als mit ihren Kindern in Augenblicken, in denen sie „Autorität“ zeigen wollen (nur 26 %).

Gerade die Tatsache, daß in der Kindererziehung der Dialekt von bestimmten Sozialschichten zugunsten der umgangs- oder hochsprachlichen Sprechweisen zurückgedrängt wird, scheint – neben der gestiegenen räumlichen Mobilität der Bevölkerung – die Hauptursache zu sein für den gegenwärtigen Rückgang der Ortsdialekt-Sprecher und die Zunahme der Regionaldialekt-Sprecher.

Daß Eltern durch die von ihnen angestrebte hochsprachliche Erziehung eine mögliche Benachteiligung ihrer Kinder (z. B. in der Schule) vermeiden wollen, liegt auf der Hand. Es läßt sich jedoch empirisch nachweisen, daß Hochsprachegebrauch allein noch keine Garantie für einen Schulerfolg ist. Andererseits sind Kinder, die nur Ortsdialekt beherrschen, in der Schule mit dialektbedingten Problemen belastet. Dagegen zeigen gute Wechsler im Sprechniveau – die also schnell und sicher zwischen Dialekt und Hochsprache wechseln können – vielfach bessere Leistungen als „einsprachige“ Kinder, insbesondere in sprachlichen Fächern. Die von den „Wechslern“ schon früh erworbene notwendige Flexibilität, sich auf neue sprachliche Situationen rasch einstellen zu können, wirkt positiv auch in neuen Lernsituationen, zum Beispiel beim Lernen und bei der Anwendung von Fremdsprachen. Deshalb erscheint es nicht notwendig, ja nicht einmal sinnvoll zu sein, den Dialekt (und mit ihm unabsichtlich eine Identitätsstütze) im Kinderzimmer, Kindergarten und in der Schule beseitigen zu wollen. Vielmehr wäre die Wechselfähigkeit („code switching“) als sprachliches Lernziel zu betonen.

Von den mittleren und oberen Gesellschaftsschichten wird in der Kindererziehung der Gebrauch der Hochsprache als ein Mittel des sozialen Aufstiegs verstanden und angewandt. Während an die 93 % der befragten Altbaier verneinten, daß der Dialekt zu Benachteiligungen im Umgang mit Nachbarn, Freunden und Bekannten führen könnte, stimmten etwa 57 % der Behauptung zu, daß dialektsprechende Kinder in der Schule benachteiligt seien. Dies ist der höchste Grad an voller Zustimmung; nicht einmal bei Stellenuche und im Umgang mit Behörden glauben die Baier mit ähnlich großer Überzeugung an eine Benachteiligung. So meinen sie zu 64 %, daß der Dialekt die Leistungen eines Kindes in der Schule beeinflusst; aber nur 8 % von ihnen glauben, daß sich dies günstig auswirke; der Rest reagiert pessimistisch. So ist es verständlich, daß gerade in den aufstiegsmotivierten Gesellschaftsschichten ver-

sucht wird, den Dialekt aus der Sphäre der Kindererziehung herauszuhalten und sich dafür dem sonst nicht sonderlich geschätzten Hochdeutsch anzunähern.

6. Abhängigkeit des Sprechniveaus von Partner und Situation

Das Sprechverhalten wird, wie schon angedeutet, nicht nur durch die soziale Schicht bestimmt, der jemand angehört, sondern auch – und vielleicht noch in höherem Maße – von der jeweiligen Redesituation. Es entspricht alltäglicher Erfahrung, daß die Wahl der Sprachebene von verschiedenen Faktoren abhängig ist. Es kommt auf das Thema und die Redeabsicht des Sprechers an, auf den oder die Partner und auf die Situation, wozu auch gehört, welche Rolle der Sprecher darin einnimmt. Das vielgestaltige Problem läßt sich also in die Frage kleiden: „Wer spricht wann mit wem wie“?

Um einer Klärung näherzukommen, hat man den Angehörigen verschiedener Sozialgruppen Schibboleth-Sätze vorgelegt, bei denen sich zeigte, wie stark die Wahl der Sprachebene von situationspezifischen Faktoren gesteuert wird. Die Ergebnisse der von der Münchner Universität durchgeführten Untersuchung seien am Beispiel Oberbayerns hier kurz skizziert.

Verschiedene Situationen waren in Bildern dargestellt; je eine situationstypische Äußerung in den fünf dialektalen Abstufungen (S. 159) stand daneben. Die Befragten sollten jene Satzvariante auswählen, die sie in der geschilderten Situation selbst äußern würden. Die Situationen waren einerseits solche privaten, ja intimen Charakters (= informelle Situationen) und andererseits solche aus dem nicht-privaten, öffentlichen Bereich (= formelle Situationen). Zu den informellen Situationen gehörten das abendliche Fernsehen im Familienkreis, ein Gespräch im Kino über einen miserablen Film und die Mahnung an den Sprößling, nicht zu spät nach Hause zu kommen. Die Äußerungen in den formellen Situationen waren die Bitte an einen Fremden, Geld zu wechseln, eine Bitte an den Vorgesetzten um einen Tag Urlaub und eine Wortmeldung in einer Bürgerversammlung der Heimatgemeinde.

Als grundsätzliche Tendenzen lassen sich feststellen: Je niedriger die Sozialschicht, desto reiner ist der verwendete Dialekt und desto häufiger wird er eingesetzt. Zum anderen läßt sich sagen, daß in allen Sozialschichten in formellen Situationen das Sprechniveau in

Richtung Hochdeutsch ansteigt. So wollen etwa noch 50 % der Unterschichtangehörigen ihren Vorgesetzten fragen: *Känt i moang frei ham?* (Regionaldialekt: 17 %) oder gar: *Kändd-e moing frei hom?* (Ortsdialekt: 33 %), während nur 31 % der Oberen Mittel-/Oberschicht dies so formulieren würden; sie wählten zu 54 % lieber eine der beiden Hochdeutschstufen. Mit ihrer Entscheidung von „nur“ 50 % für Dialektäußerungen in dieser formellen Situation erreichen die Angehörigen der Unterschicht den für sie niedrigsten Wert. Die Obere Mittel-/Oberschicht erzielt ihn mit 19 % in der Situation „Geldwechsel“, in der 81 % die beiden Hochdeutschvarianten benutzen.

Am häufigsten wird Mundart in der Unterschicht vor dem Fernseher verwendet (69 %), wenn's so recht „griabig“ (gemütlich) ist, während die Angehörigen der Oberen Mittel-/Oberschicht in der Situation „Kino“ mit 53 % den höchsten Prozentsatz bei der Dialektverwendung zeigen, wobei allerdings 40 % Regionaldialekt (*Am liabsdn dààd i nausgeh'!*) und nur 13 % die Ortsmundart (*Am liawan dààd-e aussegeh'!*) als Sprechweise angaben.

Ergänzend seien hier auch die Ergebnisse der gegenwärtig jüngsten Erhebung zum Dialektgebrauch angeführt. 1980 stellte das Institut für Demoskopie Allensbach im ganzen Bundesgebiet 2000 ausgewählten Personen, die den Dialekt ihrer Wohngegend beherrschen, folgende Frage: „Wenn Sie Dialekt sprechen – bei welchen Gelegenheiten tun Sie das meistens?“ Das Ergebnis für Bayern ist bemerkenswert, vor allem im Vergleich mit den Zahlenwerten für Norddeutschland.

	In der Familie	Im Freundeskreis	Bei der Arbeit	Immer	Eigentlich nie
Bayern:	77 %	74 %	43 %	10 %	7 %
Norddeutschland:	54 %	55 %	36 %	4 %	17 %

7. Dialekt in der Öffentlichkeit

Die Zahlen belegen die oben genannte Tendenz – je niedriger die Sozialschicht, desto reiner ist der verwendete Dialekt – recht deut-

lich. In einigen Situationen jedoch weicht das festgestellte Sprachverhalten einzelner Sozialschichten davon ab, so daß man wenigstens eine erwähnen sollte: die Bürgerversammlung.

So zeigt die Unterschicht erwartungsgemäß auch in der formellen Situation der Bürgerversammlung ein Sprachverhalten, das fast dem in der intimen Fernsehsituation gleichkommt. In den mittleren Sozialschichten stellt man trotz unübersehbarer Dialekttreue wie erwartet ein deutliches Anwachsen der Prozentzahlen für die Hochdeutschvarianten oder wenigstens eine auffällige Abnahme der Dialektverwendung zugunsten der Umgangssprache fest. Wieder Erwarten ergeben sich jedoch in der Oberen Mittel-/Oberschicht in der Situation „Bürgerversammlung“ die zweithöchsten Dialekt- und die niedrigsten Hochdeutsch-Werte.

Welche Ursachen könnte es für eine Sprachverwendung in der Öffentlichkeit geben, wie sie sonst nur für private, gemütliche Situationen üblich ist? Mit Sicherheit läßt sich sagen, daß die Situation auf dem Lande und in den kleineren Städten die Statistik beeinflußt: Dort, wo jeder jeden kennt und Dialekt die weithin akzeptierte Verkehrssprache ist, braucht man nicht auf das ungewohnte Hochdeutsch „umzuschalten“, denn Dialektgebrauch wirkt hier keinesfalls diskriminierend. Obendrein ist man mit den lokalen politischen „Größen“ persönlich bekannt, man bewegt sich gleichsam unter Freunden; hier wäre Hochdeutsch eher fehl am Platz. Die Vertreter der oberen Sozialprestigeschichten geben sich durch den Gebrauch des Dialekts „volksnäher“, leutseliger bzw. stellen sich damit auf die spezielle Atmosphäre einer politischen Veranstaltung in Bayern ein, in der der Dialektgebrauch üblich ist.

a) Darf der Landesvater bairisch reden?

Das weit verbreitete Urteil, Dialektgebrauch sei kennzeichnend für die Zugehörigkeit zu unteren sozialen Schichten, während in den oberen nur Hochsprache gesprochen werde, mag für Nordhessen zutreffen, wo sich Platt-Gebrauch mit Schichtzugehörigkeit deckt und wo deshalb alle, die höheren sozialen Schichten angehören (wollen), die Mundart meiden.

In Bayern darf der Landesvater getrost Bairisches über seine Lippen kommen lassen, ohne deshalb einen Prestigeverlust be-

fürchten zu müssen. Im Gegenteil: Bayerische Politiker sind gut beraten, wenn sie Dialekt benutzen. Es wäre unvorstellbar, wenn etwa der Münchner Oberbürgermeister auf dem Oktoberfest das Signal zum allgemeinen Maßkrugstemmen mit dem Ruf gäbe: „Das erste Faß Bier wurde soeben von mir angestochen; das Trinken kann beginnen.“ Das kann nur lauten: *Ozàpft is!*

Die Münchner Untersuchung zum Dialektgebrauch hat wissenschaftlich erhärtet, was die Erfahrung zeigt: In Altbaiern reicht der Dialektgebrauch bis in die ober(st)en Gesellschaftskreise hinein. Dies sind die Zahlenwerte für die Obere Mittel- und Oberschicht (Selbsteinschätzung):

Oberbayern:	90 % (= 62 % „ja“ + 28 % „ein wenig“)
Niederbayern:	82 % (= 55 % „ja“ + 27 % „ein wenig“)
Oberpfalz:	64 % (= 37 % „ja“ + 27 % „ein wenig“).

Diese Zahlen bestätigen, daß das Oberbayerisch-Münchnerische diejenige Variante des Bairischen ist, die den höchsten Prestigewert besitzt und darum auch am ehesten in öffentlichen Situationen als angemessen erachtet wird.

Nebenbei sei bemerkt, daß es gerade die akademisch Gebildeten sind, die eine Vorliebe für Dialektliteratur entwickelt haben. Etwa die Hälfte der Leser des Friedl-Brehm-Verlags, der ausschließlich bayerische und österreichische Mundartautoren verlegt, kommt aus ihren Reihen [191].

b) Dialekt im öffentlichen Leben – in der Kirche

Über die neue „Mundartwelle“, die dem Dialekt Verwendungsbe-
reiche eröffnen will, die ihm vorher nicht – oder nicht mehr –
offenstanden, kann in Bayern nicht nur ungeteilte Freude herr-
schen. In Norddeutschland ist das etwas anderes. Dort stellt es
einen auffallenden Schritt vorwärts in Richtung „neues Mund-
artbewußtsein“ dar, wenn etwa an einem Ladengeschäft oder auf
einem Autoheck ein Aufkleber „Wi snackt Platt“ verkündet. In
Altbaiern ist dialektnahes Sprechen eine Selbstverständlichkeit,
und es wäre daher merkwürdig, ja verfehlt, wenn etwa am Finanz-
amt oder in der Kfz-Zulassungsstelle angeschrieben stünde, man
könne hier auch Bairisch reden; das versteht sich von selbst. Von
norddeutschen Gästen gefragt, warum sich denn die Baiern nicht

wenigstens bemühten, hochdeutsch zu sprechen, erklärte eine gestandene Regensburger Geschäftsfrau: *Wål-ma mia des goa ned neide ham!* – weil wir das gar nicht nötig haben.

Insgesamt gesehen wissen die Baiern aber meist recht gut, in welcher Situation und mit welchem Partner sie wie reden sollen – auch wenn es in der Praxis hie und da danebengehen mag.

In der Kirche z. B. würde es die meisten eher peinlich berühren, wenn es dort auf einmal besonders bairisch zuginge. Im Gottesdienst, bei der Predigt, bei Taufe, Hochzeit und Beerdigung erwartet man (relative) Hochsprachlichkeit. Außerhalb des Gottesdienstes aber sind Pfarrer oder Kaplan sehr viel besser dran, wenn sie sich im heimischen Dialekt verständigen können: in den Jugendgruppen und Vereinen, bei geselligen Anlässen, in der Pfarrversammlung und bei Hausbesuchen. Auch in die Schriftlichkeit kann sich Mundartliches mischen, wie ein Pfarrbrief zeigt (aus der Stadtpfarrei St. Georg in Freising, 1984):

„Was da Girgl moant:

So, de erstn 100 Dag vo unsan neia Pfarra san vorbei. Doo hat si scho allahand. Manche massln no, manche is's aso grad recht, und vui is's vielleicht no gar ned oiss aufgfoin, was si g'andar hat . . .

Manche kemman glei gar nimma in unsa Kirch eina, weil's da Herr Pfarra gar so ausführlich und lang macht – andare gfrein si narrisch üba'n Familiengottesdienst, wo ma mid große und kloane Kinda kemma derf, und wo aa a Schneizara oda a Huastara ned stört . . .

Unsa Pfarra woß genau, was er wui. Aba er fragt d'Leit, was's für Wünsch ham . . . A jeda is gfragt, a jeda kriagt a Antwort. Drum kemmts (zur Pfarrversammlung) – i kimm aa. Euer Girgl.“

Einen Sonderfall stellen die sogenannten „Mundartmessen“ dar, deren es mittlerweile mehrere gibt. Eine Volksmusikgruppe singt einen liturgiebegleitenden bairischen Text, umrahmt von volkstümlichen Instrumenten (Zither, Hackbrett, Gitarre). Eine gewisse Berühmtheit haben die „Waldlirmesse“ und die „Bauernmesse“ (von Annette Thoma) erlangt; aus jüngerer Zeit stammen die „Altbairische Marienmesse“, die „In-der-Wies-Messe“ (von W. J. Bekh) oder die „Passauer Messe“ (von Max Huber). Solche Meßgesänge erfreuen sich großer Beliebtheit, nicht nur als Schmankerl für die Feriengäste, sondern auch bei den einheimischen Kirchgängern. Kritische Stimmen richten sich vor allem gegen ein Zuviel dieser Art von Gottesdienstgestaltung.

Viele bayerische Verlage haben eine eigene Bavarica-Reihe, populäre Sprachlehren für das Bairische finden sich im Dutzend – bis hin zu einem Polyglott-Führer [93] –, Heimatabend und Stubn-Musi werden in jedem Reiseprospekt, der zu Besuchen nach Bayern einlädt, angepriesen, im Fernsehen gibt es so manches Bairische, besonders populär in volkstümlichen Hitparaden, traditionell in Sendungen wie dem „Komödiensadel“, neuerdings recht erfolgreich in Serien aus dem Münchner Alltag („Münchner G'schichten“, „Der ganz normale Wahnsinn“ und „Polizeiinspektion 1“ als bayerische Frühabendprogramme); bundesweit populär wurde „Monaco Franze – der ewige Stenz“ und als eine Art Nachfolge-Serie „Unsere schönsten Jahre“. Nicht zuletzt hat die liebevoll produzierte Kinderserie vom „Pumuckl“ und seinem Meister Eder eine sympathische – bairisch sprechende – Figur populär gemacht.

Noch auf einige Sendungen des Bayerischen Fernsehens sei hingewiesen. Da gibt es etwa die Reihe „Unter unserem Himmel“, die Bayerisches in seinen verschiedensten Ausprägungen vorführt. Ferner seien zwei bürgerforumsartige Sendereihen genannt: „Jetzt red i“, wo reihum aus verschiedenen Orten in einer Art öffentlicher Versammlung über örtliche Probleme gesprochen wird, und „Sagst, was d' magst“; unter diesem Titel laufen Sendungen des Jugendfunks, in denen sich Betroffene bzw. Beteiligte zu verschiedenen jugendspezifischen Themen äußern. Bei „Jetzt red i“ sieht man eine deutliche regionale Differenzierung auch innerhalb der in diesem Rahmen üblicherweise angestrebten „Öffentlichkeitssprache“: wechselnde Anteile von „Repräsentationsbairisch“ aus allen Gegenden des Freistaats und einen unterschiedlichen Grad an sprachlicher Anpassung an die Zugezogenen.

In Fernsehsendungen kommen recht unterschiedliche Arten von Bairisch vor. Nicht selten empfindet man die darin gebotene Sprachform als bewußte Verkörperung einer „rauh-aber-herzlichen“ Lebensart, als Heraufbeschwörung von Lebensformen der Vergangenheit, die im Rückblick glorifiziert werden, wie z. B. das Fensterln (das Einsteigen in das Kammerfenster) oder das Schuhplatteln, das Wildern oder auch das als landesüblich angesehene Raufen. Solch „uriges“ Bayerntum ist auch bei den verschiedenen Arten von Heimatabenden recht gefragt, wo ein meist stark stan-

dardisiertes allgemeinbayerisches Programm abgespult wird. So findet sich in einem Fremdenverkehrsprospekt für einen Ort im Bayerischen Wald nebeneinander das Angebot von Zither-, Jodel- und Heurigen-Abend – in einer Gegend, in der weder das Jodeln heimisch ist noch jemals Wein gebaut wurde. Ähnlich findet sich in einem touristengerecht aufgemachten Bayernbild auch in bezug auf den Dialekt recht Verschwommenes: von einem konstruierten Allgemeinbairisch bis hin zu einer brauchstumspflegerischen, kulturell-rekonstruierenden Dialektverwendung. „Eine Folge der Ausgewogenheit – hier im sprachlichen und nicht im politischen Sinn –“ sei es, schreibt Josef Berlinger ([117], S. 275), „wenn Dialekttexte in Funk- und Fernsehsendungen entschärft und an die Hochsprache angeglichen werden, damit sie das Publikum besser versteht. Am bekanntesten ist das ‚Komödienstadel-Bayrisch‘, eine Sprachform, die man als ‚regionale Variante des Hochdeutschen‘ bezeichnen kann.“

Den zahlreichen Volksmusikgruppen im Lande bietet der Bayerische Rundfunk reichlich Gelegenheit, über den Äther eine ungleich größere Zahl von Hörern zu erreichen als bei ihren Auftritten in Wirtshaussälen oder Gemeindezentren. Diese engagierten Sänger pflegen meist echte Folklore im Sinne und in der Tradition des Kiem Pauli und seiner Nachfolger; ihr Dialekt stimmt zu der Gegend, die sie repräsentieren (nicht selten kleinregionale oder sogar Orts-Mundart; dies trifft oft um so mehr zu, je weniger bekannt oder berühmt die Gruppe geworden ist). Für die mediengerecht aufgeputzte bayerische Jux-Folklore (als Beispiele dafür seien etwa „Die drei lustigen Moosacher“, der Jodlerkönig Franzl Lang oder Maria Hellwig genannt) gilt dies selbstverständlich nicht. Hier wird ein verwässertes, „preußengerecht“ getrimmtes Allgemeinbayerisch publikumswirksam vermarktet. Ähnliches gilt auch, wenn Diskjockeys im Rundfunk zum Zeichen ihrer Volksnähe eine dialektgefärbte Umgangssprache verwenden.

In den letzten Jahren hat der Dialekt auch im Werbefunk merklich an Raum gewonnen. Dahinter steht die wohlfundierte Überzeugung der Werbeagenturen, daß sich gerade der Einsatz des Bairischen absatzfördernd auswirkt. In erster Linie sind es die bayerischen Brauereien, die ihre verschiedenen Biersorten auf bairisch anpreisen. Bei dem besprochenen Prestige des Oberbayerischen verwundert es nicht, wenn man als Sprecher in den Werbespots

überwiegend Oberbayern hört. (Sogar eine Brauerei aus Franken wirbt für ihr Bier mit einem Text, der mit eindeutig oberbayerischem Akzent vorgetragen wird.) Andere bayerische Regionalvarianten hört man nur sehr selten. Als rühmliche Ausnahme sei die Werbung für einen Kräuterlikör erwähnt, der im hohen Nordosten Bayerns produziert wird und für den auch in nordbairischem Dialekt geworben wird.

Aber das Bairische wird nicht nur dazu eingesetzt, den Umsatz alkoholischer Getränke zu erhöhen. Überall dort, wo vertrauenerweckende Stimmen aus dem Volk für günstig erachtet werden, hört man Bairisch. In solchen Werbespots spricht das Ehepaar beim Möbelkauf genauso bairisch wie die auf der Straße befragte Hausfrau, die ein Waschmittel begutachten soll. Die Absicht liegt auf der Hand: Der Dialekt wird verwendet, um der Werbung einen Schuß Echtheit zu verleihen.

Natürlich gibt es unter solchen künstlich erzeugten Demonstrationen bayerischer Lebensart und bairischer Sprache immer auch Sendungen bzw. Veranstaltungen, über die sich viele ärgern, weil darin der Dialektsprecher „zum Deppen gemacht“ wird.

Umgekehrt ist es der schlaue und kritische „Grantler“, der in den Tageszeitungen in einer im Dialekt gehaltenen Rubrik zu Wort kommt. Die meisten bayerischen Zeitungen haben eine derartige Spalte („Süddeutsche Zeitung“, „Münchner Merkur“, „Mittelbayerische Zeitung“, „Der Neue Tag“ usw.). Im „Grantlereck“ stehen Kommentare oder Glossen, die in einer leicht lesbaren, aber dennoch regionaltypischen Form des Dialekts geschrieben sind. Gelegentlich wird auch „Filser-Bayrisch“ verwendet (in Anlehnung an Ludwig Thomas „Filserbriefe“).

(Zur Rolle der Medien bei der Vermittlung von Dialektliteratur siehe Seite 222 f.)

8. Sprachverhaltensformen jenseits der Grammatik

a) Derbheiten

„Geh zum Deifi, Saulud'r drekkats!“ wirft der Münchner Permaneder seiner Gattin Tony an den Kopf, und damit ist die Ehe der beiden in Thomas Manns Roman „Buddenbrooks“ gescheitert. Die aus dem hohen Norden Deutschlands stammende Tony empfindet das so:

„So gut versteht er mich, und um so viel besser weiß er mich zu respektieren als die anderen, daß er mir ein Wort nachruft, ein Wort, das keiner deiner Speicherarbeiter einem Hunde zuwerfen würde! Und da habe ich gesehen, daß nichts mich hielt, und daß es eine Schande gewesen wäre, zu bleiben.“

Zweifellos wäre auch eine gestandene Münchnerin über die Anrede *Sauluada dreggads* und die derbe Aufforderung nicht gerade erfreut gewesen, aber gar so tragisch hätte sie es wohl nicht genommen.

Schauen wir zum Vergleich einmal, wie sich im klassischen Bairisch zwei gute Freunde begrüßen. In Ludwig Thomas Komödie „Erster Klasse“ steigt der Ökonom Gsottmaier in das Eisenbahnabteil, in dem sein Freund, der Landtagsabgeordnete Josef Filser, bereits sitzt:

„Filser: Do eina! Geh no her, sog' i! (. . .)

Gsottmaier (sehr laut und fröhlich): Bischt do, du plattata Mistgablbaron?

Du g'schneckelta Engländera?

Filser (ebenso lustig lachend): Du Haderlump, du ganz miserablicher!

Gsottmaier: Du Bazi, du luftg'selchta! (. . .)

Filser: (. . .) Hast a G'schäft in da Stadt?

Gsottmaier (. . .): Ja, aba koa schön's net.

Filser: Wia nacha dös?

Gsottmaier: In meiner Milli hätten s' a Wassa g'fund'n, hat ma da Speckmoar g'schriem, und dös kommt ma g'spaßig für.

Filser (lacht): Mir net.

Gsottmaier: So, moanst?

Filser (lacht): Du o'drahter Spitzbua! In deiner Milli verreckat no lang koa Fisch. (Lacht herzlich.)

Gsottmaier (stimmt ebenso lustig ein): Und in der dein loachan d'Frösch!

Filser: Macht nix. G'suffa werd 's do!

Gsottmaier: O du elendiga Habafeldtreiba! Du ganz ausg'schamta. (Beide lachen unbändig zusammen. Von Scheibler sieht sie indigniert an.)“

Offenbar handelt es sich um eine Reihe übler Beleidigungen, die im Betrugsvorwurf gipfeln. So empfindet das der anwesende fränkische Ministerialbeamte (von Scheibler), der die beiden dem Wortlaut nach versteht. Aber zur Sinnerfassung reicht es nicht aus, die Laute und Wörter zu kennen oder zu können; man muß auch wissen, was in bestimmten Situationen üblich oder immerhin noch tragbar ist. Offenbar ist auch die „Begrüßungsbeschimpfung“ zwischen dem Filser und dem Gsottmaier eine Art Gruß, denn beleidigt

gen wollen sich die beiden nicht. Viel eher handelt es sich um eine Abart von dem, was in der Soziologie als „ritual insults“ (rituelle Beleidigungen) bezeichnet wird (vgl. [167]). Der Abtausch von Beleidigungsformeln dient dazu festzustellen, wer es am besten kann. Ein solcher bairischer „Beleidigungswettbewerb“ gilt als besonders herzliche Begrüßung unter sehr guten Bekannten. Sie dient dazu, sich gegenseitig zu versichern: das Verhältnis ist so eng, daß es diese Form erlaubt. Diese Ausdrucksweise ermöglicht zudem, das Gespräch aufrechtzuerhalten, ohne inhaltlich etwas zu sagen. Bei unserem Beispiel handelt es sich allerdings nicht nur um ein literarisches, sondern auch um ein historisches. Selbst unter echten Baiern sind derlei kommunikative Muster inzwischen weitgehend verpönt; sie gelten nicht nur dem „Preußen“, sondern auch vielen Einheimischen als Merkmal des „Gscherten“.

In diesem Zusammenhang verdient die Anwendung des berühmten Götz-Zitats Erwähnung. Man möchte meinen, der Satz stelle grundsätzlich und immer eine grobe Beleidigung dar. So mag es im größten Teil des deutschen Sprachraums sein – vielleicht auf der ganzen Welt? –, nicht aber in Altbaiern. Immer wieder muß sich ein Beleidigter, nicht selten ein Polizist, von einem Gericht darüber aufklären lassen, daß „Leck mich am Arsch!“ hierzulande nicht als ehrenrührige Beleidigung einklagbar ist. Zu weit ist das Bedeutungsspektrum dieser Formel, zumal unter Ausnutzung aller denkbaren prosodischen Variationen (vgl. dazu [199]): es reicht von tatsächlicher Beleidigung und schroffer Ablehnung bis hin zu Verwunderung, Staunen, Anerkennung, ja Hochachtung! Dies trifft vor allem für die Kurzformen zu: *Mi leckst!*, *Leck mi!*, *(o) leck!*, doch wird auch der volle Wortlaut in durchaus positivem Sinn verwendet. *Leck me am Orsch, des wär a Weib!* ruft einer seinem Freund zu beim Anblick eines attraktiven Mädchens.

Fremde und auch viele Einheimische, die mundartlich-volkstümlicher Ausdrucksweise fernstehen, lehnen als Derbheit ab, was durchaus nicht immer als solche gemeint ist. Eine schier unendliche Reihe von (oft scherzhaften) Ausdrücken und Redensarten gäbe es hier zu nennen, nicht zuletzt auch das reichhaltige Register von abfälligen Bezeichnungen und Schimpfwörtern, die der Außenstehende als grob, ja ordinär empfindet, obwohl sie durchaus auch auf relativ sachlicher Ebene gebraucht werden können. Man kann sich darüber im „Bayerisch-Österreichischen Schimpfwörterbuch“

von Reinhold Aman [50] informieren oder auch in Georg Queris Sammlung „Kraftbayrisch“ (siehe S. 244), über die Ludwig Thoma bemerkte: „Die Freuden der Liebe nicht für unmenschlich süß zu halten, das Animalische daran nicht zu vergessen, . . . das zeugt von dem prachtvollen Humor, der Gesundheit und der Tüchtigkeit des altbayerischen Stammes, der darüber die Gebote der Sittlichkeit keineswegs vergessen hat.“

Am unverfänglichen Beispiel der mundartlichen Bezeichnungen für „Mund/Gesicht/Kopf“ sei angedeutet, worum es geht. Wenn man dafür in Altbayern *Maul* (*Mai/Mäl*), *Fotzen*, *Goschen*, *Let-schen*, *Gfriß*, *Schädel*, *Belli* u. ä. hört, so ist das nicht unbedingt abfällig oder gar böse gemeint, allenfalls mit einem Schuß Humor. Demjenigen, der sich brüskiert fühlt durch eine Aufforderung wie *Mach's Maul auf!* oder *Halt d'Fotz'n!*, dem sei mit den Worten des oben angeführten Josef Filser bzw. seines Freundes (aus Thomas „Erster Klasse“) gesagt: „Nix für unguat . . . Und beleidigaham mir Eahna gar it woll'n. Mir san halt Bauern, net? Und bal mir aa net so fein daherred'n kinna als wia d'Stadtleut, net, desweg'n san mir do richtige Leut, net?“

b) Grüßen auf bairisch

Auf die zunehmende Menge von Außenkontakten scheint das bairische Grußverhalten mit einer gewissen Ausdifferenzierung der vorhandenen Möglichkeiten für verschiedene Situationen zu reagieren.

Bei der Begrüßung ist die Lage relativ übersichtlich: Bayern gehört zum süddeutschen „Grüß-Gott“-Gebiet, dem ein äußerst umfängliches nordwestliches „Guten-Tag“-Gebiet gegenübersteht. In Bayern ist das Grüßen mit *Guten Tag* als äußerste, ja bereits untragbare Anpassung an eine nördliche Hochsprache zu verstehen. *Grüß Gott* kann in Lautung und Form an die jeweilige Situation angepaßt werden: in der Lautform, die der Schriftform entspricht, in der Öffentlichkeit, vor allem auch gegenüber (Sprach-)Fremden; mit dialektaler Lautung *Grüaßgood*, *Griaßgood*, *Gräißgood* (Oberpfalz) in vertrauter Umgebung, in halböffentlichen bis privaten Situationen. Als vertraulich haben die Formen mit Anredepronomen *Griaßdigood* „Grüß dich Gott“, *Griaßreichgood*, *Griaßenkgood* „Grüß euch Gott“ bzw. *Griaßeahmagood* „Grüß Sie (=

„Ihnen“) Gott“ zu gelten, die zusätzlich nach der Zahl der Angesprochenen und dem Duz- bzw. Siezverhältnis, in dem man zu ihnen steht, unterscheiden. An die Hochsprache angegliche Formen wie *Grüß dichleuch Gott*, *Grüß Sie Gott* dienen zur Begrüßung von Leuten, die hochdeutsch sprechen. Bei allen Formen mit den Pronomen – außer *Grüß Sie* – kann auch das *Gott/Good* weggelassen werden: *Grüaßdi*, *Grüaßenk* usw. Als sehr beiläufiger, informeller Gruß tritt *s'Good* auf. Die genaue Form der Begrüßung *Grüß Gott* ist also nicht von der Zugehörigkeit zu einer sozialen Schicht bestimmt, sondern abhängig von Situation und Partner.

Schwieriger ist die Sache bei den Abschiedsgrüßen: Die dem *Grüß Gott* entsprechende Form *Bfiagood* „Gott behüte (den Angesprochenen)“, zu der es entsprechende flektierte Varianten (*Bfiadigood*, *Bfiaddeichgood*, *Bfiaddenkgood*, *Bfiaddeahnagood*) und auch Kurzformen (*Bfiaddi*, *Bfiadd(s)eich* usw.) gibt, zeigt bei weitem keine so allgemeine Verwendung wie *Grüß Gott*. Zum einen sind verhochdeutschte Formen dieser Grußformel kaum denkbar, zum anderen entspricht das *Bfiad-* nicht einer Flexionsform des Verbs *behüten*, sondern ist zu einer eigenständigen Grußformel verschliffen (vgl. S. 90). Schon durch diese sprachliche Besonderheit ist diese Abschiedsformel eher auf private, nichtöffentliche, insbesondere auch familiäre Kontakte beschränkt. Nur in Ausnahmefällen wird sie gegenüber nicht bairisch-sprechenden Partnern benutzt.

Eine Studie (über Grafing bei München, [171]) gibt Aufschluß über die Beziehungen zwischen Sozial- bzw. Bildungsschicht und Abschiedsgrußverhalten im allgemeinen:

Grußform	Berufsgruppe Arbeiter Bauern	Handwerker Angestellte	gehobene Beamte Akademiker Selbständige
<i>Bfiagood</i> , <i>Bfiaddi</i> , <i>Bfiaddeich</i>	61 %	31 %	68 %
<i>Servus</i>	22 %	19 %	6 %
<i>Wiederschaun</i> , <i>-sehn</i>	11 %	25 %	38 %
„kommt drauf an“	6 %	25 %	50 %

- (1) Je niedriger die soziale Schicht (d.h. je geringer der formale Bildungsgrad, je mehr manuelle Arbeit u.ä.), desto häufiger werden die dialektalen Abschiedsformeln gewählt.
- (2) Für die höheren sozialen Schichten kehrt sich das nicht einfach um, sondern es gilt: Je höher die soziale Schicht, desto differenzierter wird die Grußformel auf die jeweilige Situation abgestimmt.

Das heißt: Nicht *daß* das dialektale Grußverhalten gepflegt wird, wirkt sozial markierend, sondern wenn es *ausschließlich* angewandt wird.

Die Auswertung der Frage nach dem Abschiedsgruß unter Freunden und guten Bekannten führte zu folgendem Ergebnis:

Grußform	Berufsgruppe Arbeiter Bauern	Handwerker Angestellte	gehobene Beamte Akademiker Selbständige
<i>Bfiaddi</i> , ...	63 %	75 %	45 %
<i>Servus</i>	37 %	25 %	25 %
<i>Wiederschaun</i> , <i>-sehn</i>	–	–	30 %

Da in dieser Tabelle bei allen Berufsgruppen die zu *Bfiad-* gehörigen Formen eine relative Mehrheit stellen, kann es sich bei dieser Form nicht um eine sozial diskriminierende Äußerung handeln, sie ist auch mit dem oberen Mittelschichtbewußtsein verträglich. Diese Grußformen sind für Siez- und Duzverhältnisse brauchbar. Dagegen ist das im Hinblick auf die notwendige Vertrautheit ähnliche *Servus* an ein Duz-Verhältnis gebunden; außerdem ist *Servus* auf bestimmte Sozial- und Altersgruppen beschränkt; jüngere Arbeiter, Schüler und Studenten bevorzugen diese Form.

Eine zusätzliche Beobachtung des aktuellen Grußverhaltens in Grafing ergab eine weitgehende situative Steuerung für die verschiedenen Formen:

privat	öffentlich
servus	
bfa-	
	wiederschaun
	wiederschn

Wie weit dabei *Wiederschaunl-sehn* in den nichtöffentlichen Bereich hineingehen, ist nicht ganz klar. Tatsächlich ist wohl in den Städten der Zustand schon erreicht (und auf dem Land auch nicht weit entfernt), daß *Wiederschaun* der normale Abschiedsgruß ist, der auch im Privatbereich ohne weiteres benutzt werden kann. Dagegen gelten die *Bfia*-Formen als Zeichen wirklicher Vertrautheit; so wird das auch von zugezogenen Nicht-Bairischsprechern empfunden. Solche Einschätzungen mögen aber innerhalb des bairischen Gesamtgebiets variieren.

Die Grußformel *Hawedehre* „(ich) habe die Ehre“, die für Begrüßung und Verabschiedung gleichermaßen geeignet ist, gilt in Oberbayern heute als veraltet. In anderen Teilen Altbaierns wird sie aber – vornehmlich unter älteren Leuten (Rentner, Stammisch), von den jüngeren immer mit einem Schuß Ironie – durchaus noch gebraucht, allerdings ausschließlich von Männern.

Das auch in Bayern neuerdings um sich greifende *Tschüß* bleibt vorderhand auf die jüngere Generation oder auf Zugereiste beschränkt; nicht wenige dialektbewußte Baiern lehnen diesen Abschiedsgruß als norddeutschen Import ab, der wohl erst mit gewissen Fernsehsendungen auch im Süden publik gemacht wurde.

Grüßen „auf bairisch“ wurde hier deswegen so ausführlich besprochen, weil es dabei auf den informativen Gehalt der Wörter wenig ankommt. Grüßen hat Signalwirkung: Es ist durchaus möglich, daß jemand, der in Bayern mit einem hochdeutsch korrekten Gruß, z. B. *Guten Tag!*, in eine Gruppe tritt, zumindest als Spaßvo-

gel, wenn nicht als geistig verwirrt angesehen wird. Ein derartig mißlungenes Sprachverhalten ist für das wechselseitige Verstehen kritischer als ein bloß inhaltliches Mißverständnis.

c) „Mundfaulheit“

Man kann das schlicht „Mundfaulheit“ nennen, was die Fachsprache als „mangelnde Kooperativität im Dialog“ bezeichnet: wenn nämlich jemand auf seinen Gesprächspartner nicht in der Weise eingeht, die man von ihm erwartet, damit das Gespräch in Fluß bleibt. Daß die Baiern dieser Erwartung oft nicht entsprechen, trägt unter anderem auch dazu bei, daß sie für unhöflich gehalten werden.

In Bayern gibt es ein Verfahren, eine Argumentationskette mit einem abschließenden „halt so“ zu beenden. Das ist ein völlig akzeptiertes Verfahren: es signalisiert, daß vom Sprecher keine Fortsetzung des Gesprächs gewünscht wird, was im allgemeinen nicht übelgenommen wird. In anderen Gebieten Deutschlands scheint es dagegen so zu sein, daß dieses Verfahren zum Abschluß einer Argumentation brüskierend wirkt. Dies wäre die Reaktion eines Zugereisten, wenn er, etwa nach längerem Disput, fragt: „Was schaut denn so böse?“ und die in Bayern durchaus übliche Antwort bekommt: „Halt so.“ In diesen Kontext gehört auch, daß es in Bayern möglich ist, ein Ansinnen mit der Begründung „I mag halt net“ abzulehnen, ohne zu einer weiteren Begründung verpflichtet zu sein. Dies wirkt nicht besonders unhöflich und wird als hinreichender Ablehnungsgrund angenommen. (Aus [180], S. 263.)

Die Partikel *halt* in dieser Verwendung ist besonders dazu geeignet, ein Gespräch abzuschließen; Nachfragen werden in der Regel nicht mehr zugelassen. (Vgl. dazu S. 137 f. und [179].) Im bairischen System gilt diese Art von „Formalbegündung“ mit dem Ziel, sich zu einer Sache nicht weiter äußern zu müssen, als rechtens. Für den Nichtbairern ist dagegen ein solches Sprachverhalten ein Paradebeispiel dafür, daß der Baier „mundfaul“ und damit „g’schert“ ist. Doch das ist ungerecht. Im Sprachverhalten der Baiern ist eben sehr viel öfter als anderswo vorgesehen, mit Schweigen oder einsilbigen Antworten zu reagieren, ohne daß dies als unhöflich gilt. Das trifft z. B. auch auf die folgende Art von Unterhaltung zu. A teilt B mit: *Gestan bin i z’Minga gwen* (Gestern bin ich in München gewesen). Darauf kann B ohne weiteres antworten: *So?* und

braucht weiter nichts mehr zu sagen. Er könnte auch nachfragen: *So, z'Minga bist gwen?* Weitaus weniger wahrscheinlich ist eine direkte Nachfrage wie: *Was hast denn da gmacht?* Durch eine solche direkte Frage wäre die Reihe unausweichlich wieder an A, der das Gespräch eröffnet hat. Demgegenüber zeigen in einem bairischen „Sprachverhaltensmuster“ auch die ersten beiden Reaktionen durchaus Interesse an weiteren Ausführungen, jedoch ist dem Gesprächspartner in der Art der Fortführung des Gesprächs wesentlich mehr Freiheit gegeben.

d) Bescheidenheit

In manchen Fällen wird im Bairischen der Konjunktiv gebraucht, wo das im Hochdeutschen nicht üblich ist. Der Satz *Iatz wààr da Huaba da* („Jetzt wäre der Huber da“) stellt den Tatbestand der Anwesenheit des Herrn Huber in keiner Weise in Frage, noch knüpft er irgendeine Bedingung daran; vielmehr stellt er ganz einfach fest, daß nun der schon erwartete Huber da ist. Allerdings ist der Konjunktivgebrauch nicht funktionslos; der Aussage wird durch den Konjunktiv eine Nuance der Beiläufigkeit gegeben, man bietet sozusagen die Mitteilung zur gefälligen Kenntnisnahme an, ohne sich aufzudrängen. Die Konjunktivverwendung kann aber auch andere kommunikative Funktionen erfüllen, so etwa der Satz *Iatz wààr ma viare* (Jetzt wären wir vier), der in entsprechender Situation als Aufforderung verstanden werden kann, jetzt könne man mit dem Schafkopfspielen beginnen. Der Konjunktiv dient dazu, ein Mit-der-Tür-ins-Haus-Fallen zu vermeiden. Dazu gehört auch, daß man sich auf bairisch eher im Konjunktiv als im Indikativ vorstellt, etwa *I wààr da Sepp*, oder bei der Vorstellung Dritter in noch ausladenderer Form: *Und was dea is, des wààr mei Freindd, da Otto*. (Dazu auch die Ausführungen auf S. 102 ff.)

II. Dialekt als Schulproblem

Erst vor dem Hintergrund der wissenschaftlich abgesicherten Erkenntnis, daß der Dialekt in Süddeutschland keinesfalls als sozial diskriminierende Sprachform einzustufen ist, deren sich nur die Unterschicht bedient, kann die Frage nach dem Dialekt in der Schule sinnvoll gestellt und sachgerecht beantwortet werden.

1. Zur Diskussion über die Sprachbarrieren

Woran liegt es, daß sich so wenige aus den unteren Bevölkerungsschichten „hocharbeiten“ und zum Beispiel leitende Positionen in Staat und Wirtschaft übernehmen? Den englischen Sozialforscher Basil Bernstein brachten seine Erfahrungen als Ausbilder von Postlehrlingen auf den Gedanken, daran seien die unterschiedlichen Sprechweisen der verschiedenen Schichten schuld: Unter- und Mittelschichtkinder wiesen zwar die gleiche nonverbale Intelligenz auf, doch stünde den Kindern aus der Unterschicht nur eine „eingeschränkte“ Ausformung der Muttersprache zu Gebote, die durch einfache, oft unvollständige Sätze, wenig Konjunktionen und Präpositionen und einen einfachen, mehr auf das Dinglich-Konkrete beschränkten Wortschatz gekennzeichnet sei (= „restringierter Code“). Im Gegensatz dazu verfügten die Mittelschichtkinder über eine Sprachform, die sich durch komplexe, sauber geordnete Satzkonstruktion auszeichnet, vor allem aber durch einen reicheren und differenzierteren Wortschatz, der auch den abstrakt-geistigen Bereich erfaßt (= „elaborierter Code“). Auf diese Weise seien die Kinder aus der Mittelschicht begünstigt, weil bei ihnen bereits von der Ausdrucksweise her Schulerfolg und akademische Leistungen begünstigt würden. Zwar reiche der restringierte Code für die Verständigung innerhalb der Gruppe aus, sei auch besonders geeignet, das Gruppengefühl hervorzuheben, jedoch für die Schule sei er nicht angemessen. Die mangelnde Beherrschung des elaborierten Codes stelle also für Unterschichtkinder eine Barriere dar auf dem Weg zum Erfolg; denn die Schule stufe sie allein schon wegen ihrer